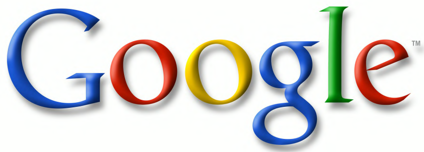
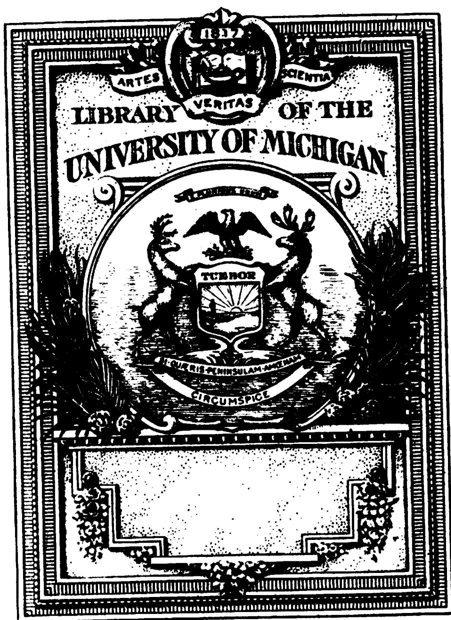



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Ludolf Wienbarg,

Holland

in den

Jahren 1831 u. 1832.

Zweiter Theil.

Holland

in den

Jahren 1831 und 1832,

von

Ludolf Wienbarg,
der Philosophie Doctor.

Zweiter Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Vorwort.

Ich habe Holland und die Holländer in einer merkwürdigen Zeit kennen gelernt. Ich sah ein Volk, das von Natur einem Kriege, besonders zu Lande, abgeneigt ist, sich ohne Noth in einen kostspieligen Krieg verwickeln. Ich sah ein Volk, das einst aus Republikanern bestand, die Spaniens Scepter zerbrachen und Ludwig XIV. Uebermuth demüthigten, für einen — — König sein Schwerdt ziehn, um beleidigte Majestäts-

rechte an einem benachbarten Volk zu rächen. Zweifelhaft geworden an der Geschichte der Vergangenheit, schlug ich noch einmal ihre Blätter auf und las manche Zeile anders, als vorher. Ich untersuchte die elektrische Sphäre der Gegenwart und fand sie künstlich geladen und mit geheimen Agentien geschwängert, die das Gewitter, das schon lange über Holland und Belgien stand, zum Ausbruch brachten. Meine Analysen, Ansichten und Urtheile darüber findet der Leser in diesem Werkchen zerstreut, bald ernsthaft und bald scherzhaft, wie ich jedesmal die Laune dazu hatte. Daß ich mich über die höfische Natur des Krieges nicht geirrt, beweisen die jetzigen Zugeständnisse des Haager Kabinetts, nachdem Antwerpen gefallen, das heißt, nachdem Hollands sinkendes Nationalvermögen um nichts und wieder nichts, ei=

ner legitimen Grille wegen, noch tiefer zum Sinken gebracht worden. Meine Prophezeihungen der nächsten Zukunft erwarten von dieser ihre Belege.

Wie ich außerdem meinen Aufenthalt in Holland benutzt und fruchtbar gemacht habe, wie ich Kunst, Natur und Menschen aufgefaßt, Gegenwart mit Vergangenheit verglichen und alle zerstreuten Züge des holländischen Nationalcharakters in einen Brennpunkt zu sammeln bemüht gewesen, wird der Leser hoffentlich nicht ohne Theilnahme ersehen.

Daß meine eigne Persönlichkeit überall sehr stark hervortritt, bitte ich nicht als eine Unart, sondern als eine natürliche Folge der Umstände, des Orts und der Zeit zu betrachten. Holland ist ein zu eigenthümliches Land, um sich selbst darin zu verlieren, man spie-

gelt sich auf Schritt und Tritt in Sumpf und stehendem Wasser. Die Zeit aber war und ist noch für den Deutschen kein lebendiger Strom, in den er in Selbstvergessenheit und Thatenlust eintauchen und untergehn möchte; es beugt die Weisheit und die Thorheit ihr Haupt über das Ufer und spiegelt sich wohlgefällig ab in der trägen Welle, ohne sich die Zehe naß zu machen.

Inhalt des ersten Theiles.

Inhalt des zweiten Theiles.

Orgelconcert.

Nicht lange nach meiner Ankunft besuchte ich ein Concert, das der Organist der französisch reformirten Kirche im Haag auf der Orgel zum Besten gab. Heilige Cäcilie, welche Orgelei! Doch hielt ich es aus, der Merkwürdigkeit wegen, denn der Besuch war zahlreich und das Concert eigentlich veranstaltet für die braven jongelinge, die hinausgezogen in den Krieg fürs Vaterland, im Grenzlager siech geworden. Am Ende freute ich mich, daß ich geblieben war, denn das versammelte Publicum gab mir Gelegenheit zu einer Beobachtung, die mich anfangs zwar überraschte, die ich aber bald in ihrem Zusammenhang mit dem holländischen Nationalcharakter für nicht weniger natürlich, als scherzhaft anerkannte. Man denke sich einen betagten holländischen Organisten, dessen Alter so ungefähr an die Sechziger streifen mag. Eben hat er uns die Ohren mit dem Gepfeiff und Geschnarr seiner

Orgel zerrissen und nun erhebt er sich und pflanzt seine ehrwürdige Gestalt kerzengerade auf dem Chor der Orgel auf und beginnt mit heiser zitterndem Baß ein patriotisches Lied in holländischer Sprache abzusingen. Es ist zum Todtlachen, wenn man den Alten nicht sieht — das ist wahr; aber nun betrachte man sein bloßes Gesicht, nun höre man die tiefe Rührung, die nicht zu verkennen, selbst den unerschütterlichen Tact, den er, es mag kommen, wie es will, beobachtet, so wird man gestehn, daß ein solcher Gesang mehr zum Mitleiden, als zum Spott aufzufordern geeignet sei. Nun denke man sich aber lebhaft den patriotischen Zweck des Concerts, Zuhörer, die einem Volk angehören, das sich mit ungewöhnlicher Leidenschaft und dem bittersten Ernste diesem hingibt, so wird man die Wirkung eines solchen Auftritts sich nicht leicht anders denken, als eine unangenehme, verstimmende, der man sich am Ende ganz einfach durch Weggehen entziehen wird, schwerlich aber als lächerliche und zur allgemeinen Heiterkeit stimmende; wie es in der That der Fall bei dem holländischen Publicum war. Die Frauen kicherten, die Männer scherzten und lachten und mein alter Cigarrenhändler aus Westeinde, der mit seiner jungen Frau hinter mir im Kirchstuhl saß, rieb sich vor Vergnügen die Hände und rief hoor de oude baas (hör den alten Knaster).

Est-il possible, rief mein Begleiter, Legations-secretair. Es ist weiter nichts, erwiederte ich, als daß wir den glücklichen Augenblick getroffen haben, den Holländer wieder einmal chez soi in seiner alten blauen Jacke zu sehn, worin er das spaßhafteste Wesen ist, das in Europa auf zwei Beinen geht.

Der Rhein und Bondel.

O schöner Rhein, mein Jugendtraum,
Soll ich von fern dein Lob besingen,
Der ich gespielt an deinen Saum,
Du kannst aus Schweizer Alpen springen,
Du Ader von dem schönsten Weib,
Bruder der Donau, du nach Norden,
Nach Osten sie, aus Einem Leib
Entsprungen und sich fremd geworden,
Von Einer Mutter in Eis und Schnee
Und Regen geboren auf der Höh.

Du schlängelst, wie die griech'sche Schlang',
Deine blauen Ringel längs Gesträuchen
Und grünen Bergen, breit und lang
Und füllst dich aus so vielen Schläuchen
Der Bäche, bis du angeschwellt
Bald Kräuter lockerst, die das Ufer decken,
Bald fluthest um ein Ackerfeld,
Bald nagst an rauhen Felsenecken;
Nun zwischen Berg und krummen Horn,
Nun durch ein Thal voll Most und Korn.

Du irdscher Regenbogen du,
In schimmernde Farben eingekleidet,
Du raubst dem himmlischen seine Ruh,
Der oben traurig dich beneidet.
Deine Locken, deine Städtekron',
Deine grüne Weingartenhaube
Verziert die weiße, die purpurne Traube,
Und dienend stehn an deinem Thron
Die Flüsse, die beträuft von Naß,
Zuschütten dir ihr Wasserfaß.

Da ist der Main, einer Pinie Sohn,
Die Mosel mit ihren Apfelflechten,
Die Maas mit ihrer Meuterkron',
Verwegen mit dir selbst zu fechten,
Ruhr, die ihr Haupt mit Ried beschaut,
Neckar mit seinen Traubengeästen,
Lippe, gehüllt in Moos und Kraut
Und überhangenden Eichenästen,
Und hundert andre, wie die Aar,
Kornblumen und Weinlaub im Haar.

O meines Rheines lautre Fluth,
Du bis zum Tode meine Labe,
Wie Manchem gabst du Ehr und Gut
Wie hohe Titel manchem Grabe,
Welch großen Namen manchem Land,
Der Helden, über dich gezogen,
Aufpflanzend Ruhm an deinem Strand;
Wie oftmals theilten deine Wogen,
Wenn sie die deutschen Krieger sahn,
Ihr Heldenglühn bei ihrem Nahn.

Doch fühl ich ach ein bittres Leid
Und möchte mich in dich verweinen,
Daß Fürstenhaß und Kirchenstreit
Zu einer Hyder sich vereinen,
Einer bösen Hyder, voller Gift,
Die an des Rheins gesunden Borden
Ihr Gift verspritzt, daß Thal und Trift
Und's ganze Deutschland trieft von Morden.
O wäre der Messias nah
So lang ersehnt und noch nicht da.

Der Dichter dieses schönen Rheinliedes, von dem ich kaum die Hälfte mitgetheilt, ist Vondel, der Stolz der Holländer, und in der That ihr größter oder vielmehr einziger Dichter, fasse ich das Wort in unserm Sinn. Vondel ist geboren in Kölln am Rhein. Als er noch Kind war, nahm sein Vater den Wanderstab, um sein Glück anderswo zu versuchen. Die Reise ging über Hamburg, wo die Familie einige Zeit lang sich aufhielt, nach Amsterdam, wo Vondel groß wurde, lebte, dichtete und starb. Die heitern Wanderbilder aus seiner Kindheit schwebten ihm bis an seinen Tod vor Augen, sein Vater war Zimmermann, seine Mutter eine fromme Frau und daher war seiner Phantasie nichts natürlicher, als jenen mit Josef, diese mit Maria und sich selbst mit dem Christkind zu vergleichen und in der Reise seiner

Eltern von Köln nach Holland, die Flucht der heiligen Familie von Bethlehem nach Aegypten zu sehen.

Nie vergaß er Kölln und den Rhein. Sein Rheinlied dichtete er im Alter und als Gustav Adolf vor Kölln lagerte, schrieb er an diesen eines seiner schönsten Gedichte, worin er ihn beschwört, der Stadt Kölln kein Leides zuzufügen. Wie's Vögelein, sagt er,

Wie's Vögelein, das singt, wenn's vogelfrei ist,
Die off'ne Luft ist mein,
Doch wünscht es, da zu sein,
Wo es gekrochen aus der Mutter Ei ist:
So ich. Obwohl mein froher Geist mag schweben,
Wohin ihn trägt sein Flug,
Doch zieht ein stiller Zug
Mich heim nach Kölln, wo ich empfing das Leben,
Wo ich zuerst nach Honig ausgeflogen,
Am Rhein, am blonden Rhein,
Bepflanzt mit rhein'schem Wein,
Wo ich den Thau aus Veilchen früh gesogen.
Und daraus wird mir nun mein Leid geboren.
Denn wo ich aufgewiegt,
Die Schwedenfahne fliegt
Und Donner dröhnt von dort mir in die Ohren.
Drum möcht' ich wie ein Schwan dem Mars begegnen,
Den Busen in der Fluth
Hellsingend seine Wuth
Ablenken längs dem Staub der Rossehufe.

und wie er weiter den Helden des dreißigjährigen Krieges zu rühmen sucht, der aber vermuthlich keine holländische Verse las. Und nicht Kölln allein, das ganze arme Deutschland lag ihm beständig am Herzen. Er beklagte den ungeheuren Spalt, den Luthers heilig eifernde Axt in Germaniens Boden geschlagen, er sah aus nach dem großen Mann, der den Fürsten den Daum aufsetzte, nach dem Kaiser, Messias:

So lang ersehnt und noch nicht da,

der die Hyder der Zwietracht unter die Füße treten, den Glanz des alten Reichs wieder erfrischen und aufs neue die Stämme Deutschlands unter die Flügel des Adlers versammeln würde. Merkwürdig ist seine Ode an Kaiser Leopold. Laß, sagt er unter Anderm an diesen Kaiser, der eben gekrönt war und große Hoffnungen erregte,

Laß geschirmt durch deinen Speer
Muthiger den Bataver
Auf der See sein Banner breiten,
Laß den röm'schen Doppelaar
Mit dem Leu, ein tapfres Paar,
Unter Einer Fahne streiten.

Dieser Leopold war freilich nicht der Mann großer Blicke und Thaten, der kaiserliche Speer dieses schwachen Habsburgers wußte nicht einmal die deutsche Reichsgrenze zu schirmen, er ist der-

selbe Leopold, unter dem Straßburg, die Perle vom Elsaß, an die Franzosen kam. Allein Vondel sah in ihm einen aufgehenden Stern, gegen den er fern und einsam aus seinem sumpfigen Winkel die Hände ausbreitete. Ihn fesselte das große Gesicht des heiligen römischen Reichs, der Kaiser in seiner Pracht, der Papst auf seinem Felsen, alle kolossalen Erinnerungen einer romantischen Vorzeit, welche ihren letzten Schatten in das siebzehnte Jahrhundert warf. Er fing sogar noch im hohen Alter ein Epos an, worin er die Vermählung der christlichen Kirche mit dem römischen Weltreich unter Constantin zu feiern gedachte; er hinterließ aber nur den Anfang desselben, der indessen hinlänglich darthut, daß es dem Geiste noch nicht an Kraft und Feuer gebrach, um die Lieblingsidee seines Lebens, die Vereinigung aller menschlichen und göttlichen Gewalten im römischen Kaiserreich würdig durchzuführen. Eine große Idee und ein großer Irrthum. Selbst Vondel mußte schon an sich selbst fühlen, daß sein Jahrhundert nicht mehr aus einem Zeug gewirkt war. Getauft und erzogen in der neuen Lehre, ging er über zur alten, erlitt mehrere Schwankungen, veränderte mehr als einmal sein kirchliches Bekenntniß und ward nur durch den Ekel, den ihm das protestantische Dogmengezänk machte, wie

durch den Abscheu vor dem heuchlerischen Spiel, welches die Fürsten und Mächtigen der Zeit hinter dem Riß der Kirche trieben, immer wieder der alten Mutter in die Arme zurückgeworfen. Er sehnte sich nach dem imposanten Anblicke der einheitlichen Kraft aller germanischen Stämme, nach Frieden und Einheit im Herzen Europa's, er glaubte, daß nur auf dem Felde des Streits selber, also auf dem Felde der Religion die Möglichkeit läge, den ewigen Frieden abzuschließen. Ein frommer Wahn zu einer Zeit, die vom Feldgeschrei der Religion wiederhallte, ein starker Glaube, der glaubte, daß die Süden und Norden einträchtig und versöhnt ihre Hände falten würden um denselben Kelch, der noch von ihrem Blute rauchte, ein Wahn, den die Zeit völlig zerstört hat, zerstört, ohne uns eben eine andere Hoffnung an seiner Stelle zurückzulassen. Nur so viel kann man dem Schatten Vondels zurufen, will es Gott, Vondel, daß sich wiederfindet, was sich geschieden hat, so wird es nicht unter den Palmen Palästina's, so wird es unter Herrmanns Eichen sein.

Im Leben ging es dem Dichter nicht allzuwohl. Er hatte eine freie Zunge, und da er mit Leib und Seele immer in der Gegenwart wirkte, an Allem, was sich ereignete, lebhaften Antheil nahm, seinen Glauben nicht verbarg, sein Gefühl nicht verläugnete, die Wahrheit nicht bog und kei-

nen Mächtigen scheute, so hat er viel Unangenehmes in der Welt erleben müssen, ja es ging ihm selbst schlecht und am schlechtesten in seinen alten Tagen. Mehr als einmal schnappten nach ihm die Arme der Gerichte, der Prinz Moritz haßte ihn, denn er allein hatte in Holland Muth gehabt, Oldenbarnevelds Andenken zu vertheidigen und seinen Mörder der Tyrannei zu beschuldigen, obwohl er wußte, daß dasselbe Schwert auch über seinem eigenen Kopf hing. Unglück mit seinem Sohn kam hinzu. Um diesen von öffentlicher Schande zu retten, gab er Alles hin, was er noch an Geld und Gütern besaß, und sah in seinem siebzigsten Jahre sich genöthigt, sich an die Schreiber-Galeerenbank des Lombards zu schmieden, eine Stelle, die ihm eine Dame verschafft, die sich seinetwegen bei einem Bürgermeister oder Schöppen von Amsterdam eindringlich verwendet. Die Natur hatte ihn so unverwüstlich gemacht, daß er noch zwanzig Jahre darnach lebte und starb in seinem neunzigsten, weniger glücklich, aber so unvergeßlich, wie Goethe. Der Senat ließ ihn begraben, wie einen Bürgermeister und errichtete ihm in der Kirche ein marmornes Denkmal, worauf die Worte:

„Hier liegt der zweite große Deutsche, der, nach dem Rhein, in Holland elend versiegte."

nicht zu lesen sind.

Vondel hat aus der holländischen Sprache gemacht, was nur daraus zu machen war. Er hat in ihr einen Schatz von Gedanken, Bildern und Wendungen niedergelegt, der größer sein mag, als alles Uebrige, was holländische Verse seit der Zeit enthalten. Denn er war ein reicher Mann und hatte Ueberfluß an Allem, woran die Andern Mangel leiden, namentlich an Gedanken.

Man kann mit demselben Recht sagen, Vondel hat aus seinem Genie gemacht, was er in seiner Zeit und an seinem Ort daraus machen konnte. In London am Hofe Elisabeths, in romantischer Luft, Erbe der englischen Geschichte, im Genuß italienischer Novellen, Nachfolger und Zeitgenosse witziger humoristischer Dichter in London, sage ich, wäre Vondel allem Anschein nach geworden, was Shakspeare in Amsterdam in der Kammer der holländischen Rederyker „door yver in liefde bloeyende."

Vondel hat sehr viel hinterlassen, Trauerspiele, Lieder, Festgedichte, Epigramme, Aufsätze in Prosa.

Seine Trauerspiele sind ihrem Inhalt nach biblisch mit Ausnahme etlicher, wie sein Gysbrecht van Amstel, ein Stück, das man noch alljährlich einmal auf die Amsterdammer Bühne bringt. Sie sind mit Chören durchflochten wie die griechischen, Vondel kannte den Euripides in Uebersetzung, er

hatte sogar im Alter Latein gelernt, um Seneca zu lesen. Die Personen, welche in Gysbrecht van Amstel und andern ihm eigenthümlichen Stücken auftreten, sind fest und derb gezeichnet, die Chöre oft mit Rembrandts Pinsel zu einander in Licht und Schatten gesetzt, wie denn eine Mutter, die auf der Brandstätte Jerusalems in Raserei ausbricht, mir oft vor Augen schwebt.

In der starken Sammlung seiner Gedichte nehmen die sogenannten Gelegenheitsgedichte viel Raum ein, wie leicht zu erwarten von einem so lebhaften Mann, der die Augen überall hatte und mit den bedeutendsten Köpfen seiner Zeit in Verbindung stand. Gelehrte, Künstler, Staatsleute, Seehelden, Jeder fühlte sich geschmeichelt, wenn Vondel seiner Person und seinen Verdiensten einige Verse schenkte. Da er nun nicht der Mann war, blinde Worte zu machen und selten verfehlte, in diesen kleinen Sachen irgend einen bedeutenden Zug anzubringen, so liefern seine Epigramme einen sehr schätzbaren Beitrag zur Kunde jener für Hollands Ruhm so fruchtbaren Zeit.

Der Rhein und ich.

Ich ritt über eine Brücke, die nicht viel länger war, wie vom Kopf zum Schwanz meines Pferdes, hörte die Frösche quaken, die Sumpfblasen quirlen und ritt über den Rhein, über denselben Rhein, der das Juragebirge durchbrach, bei Schaffhausen vom Fels donnerte, bei Bingen dahinschoß wie Tells Pfeil und über Bonn dem langen Schatten des Drachenfels Raum gab, um sich auszubreiten über seinen Spiegel.

Und als ich hörte, daß es wirklich der alte Rhein war, ich ließ es mir sagen durch einen Fischer von Katwyk, der nach Leiden zu Markt ging — da band ich mein Pferd an einen Busch und setzte mich zu ihm ins Gras.

Weißt du es noch, rief ich, weißt du es noch, Vater, als wir uns zuletzt sahen. Es sind nun drei Jahre her, und ich glaube, es ist heut derselbe Tag. Ich nahm Abschied von dir, und du

nahmst Abschied von den Bergen und Reben an deinem Ufer. Laß mich dir erzählen, es erleichtert mein Herz und führt vielleicht einen schwachen Strahl der Erinnerung in deine verschüttete Brust zurück. Wir sind allein und geht auch ein Käferkind vorüber und sieht mich bei dir sitzen.

Damals umgaben uns nicht Sandhügel, sondern zerrissenen Gipfel des Siebengebirgs. Der Tag neigte sich, wie er sich jetzt neigt. Der lange Thurm von Godesberg lag schon im Dunkel, nur auf den Ruinen des Drachenfels blühte noch das Abendroth. Ich lag zum letztenmal unter einer Rebe und benetzte ihre grünen Blätter mit meinen Thränen, denn ich hatte viele Stachel im Herzen und dachte, daß meine Lebenslust vorüber war und meine Jugend und alles Glück der Täuschung. Ich legte mich hinterüber und versank in trostlose Gedanken. Ich weiß nicht, wie lange ich so lag, als mir plötzlich Wasser übers Gesicht gesprengt wurde. Wie ich die Augen aufschlug, stand der Mond hoch am Himmel, die Rebenstöcke, unter denen ich saß, waren in voller Unruhe, eben so die Wellen zu meinen Füßen und ich sah daraus mit großem Erstaunen die allerschönsten Mädchengesichter herauslachen. Sie hatten ihren Schleier zurückgeschlagen, und die Eine streckte ihren schneeweißen Arm nach mir aus, als

wollte sie sich mir als die Thäterin zu erkennen geben. Ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte, ich rieb mir die Augen, aber an den Augen lag die Schuld nicht allein, denn zu gleicher Zeit schlugen Töne an mein Ohr, wie sie nur der arme Fischer gehört hat, von dem Goethe singt. Ich sprang auf. Gleich fühlte ich, daß der Boden unter mir bebte, so daß ich nur mit Mühe das Stehen behielt. Ich versuchte aber einige Schritt weiter ans Ufer zu kommen, wo eine alte hohle Weide stand, an die ich mit beiden Armen mich festklammerte. Aus der Ferne hörte ich den Nachtwächter von Oberwinter ganz geruhig blasen, woraus ich den Schluß zog, daß er von Allem, was in der Natur um mich her vorging, nichts sehen und merken mußte. Dieser Umstand überzeugte mich noch mehr, daß ich bezaubert war. Da ich nun damals den Kopf voll von Rheinmährchen hatte, so dachte ich gleich an deine Nixen, Vater. Ich glaubte, sie hätten mich mit magischem Wasser besprengt, und mir dadurch zu meinen fünf natürlichen Sinnen, fünf übernatürliche gegeben. Wie es auch damit war, ich hatte nur den Anfang der erstaunlichen Scene erlebt, die vor meinen Augen vorging. Statt des Nachtwächterhorns hörte ich von Oberwinter her einen entsetzlichen Lärm von Becken, Trommeln und kreischenden

Weiberstimmen, als wenn die Winzerinnen es auf der Hochzeit allzutoll machen. Das Getöse lief an den Bergen entlang, verlor sich zuweilen in die Schluchten, kam aber dann jedesmal näher und näher. Zuletzt wurde ich springende Gestalten ansichtig, die etwas Weißes in der Luft hin und herschwenkten. Bei diesem Anblick dachte ich bei mir selbst, sind es nicht wirklich Mänaden, so sehen sie wenigstens so aus und das weiße in ihren Händen kann auch sehr gut den Thyrsusstab vorstellen, auf dessen Blätter und Rebengewinde der weiße Mondschein fällt. Wie sie näher kamen, bemerkte ich, daß sie Alle nackt waren, ihre Haare flatterten im Winde und sie mutheten ihren schlanken Leibern die halsbrechendsten Schwenkungen an. Der Zug ging nahe an mir vorüber, ich hatte mich zur Vorsicht in die hohle Weide hineingepreßt, so tief ich nur konnte. Hinter ihnen her stürmte ein junger Mann, bei dessen Anblick ich wieder Athem schöpfte, denn die besessenen Weiber hatten mir ein wenig Angst gemacht. Er war schön wie der Tag, und hatte einen Kranz von Ephen und Weinlaub in den Haaren, und seine Haare fielen ihm vorn in zwei großen Locken auf den Hals. Im besten Rennen hielt er sich an und schien über etwas stutzig zu werden. Er fühlte sich an die Stirn und ich bemerkte, daß

seine Glieder frostig zitterten. Darauf hielt er die flache Hand gegen den Wind, welcher den ganzen Tag, wie ich wußte, aus Süden geweht hatte und eben jetzt sich in Nordwest umsetzte. Er drehte sich um, und sagte zu einem alten Mann, der ihm zu Esel nachgeritten war, wie geht's dir, Alter? Dieser machte ein weinsaures verdrießliches Gesicht und grunzte, wie es mir geht? welche Frage, so geht es mir, und mit diesen Worten schleuderte er einen großen gelben Weinkrug, der am Sattel hin, mit solcher Gewalt über den Rhein, daß er am andern Ufer in Plitterdorf niederfiel, unweit der Capelle. Basta, fügte er trotzig hinzu, weiter geht meine Gefälligkeit nicht, und hätte ich nicht noch einen kleinen Nachgeschmack von Mosel und Bleichert auf der Zunge gehabt, ich wäre nicht einmal bis hierher dir nachgeritten. Mag diesen sauren Landwein trinken wer da will, ich nicht, und ich weiß, daß es genug katholische Pfarrer, preußische Lieutenants und bonner Studenten gibt, die mir Dank wissen dafür. Aber um den Krug thut es mir jetzt leid, und ich bereue, daß ich ihn weggeworfen habe in der ersten Hitze. Es war kein gemeiner Krug, er hielt dicht, er hatte einen schönen tiefen Resonanzboden, und wenn er ein wenig voll wurde und in Schwung gerieth, gurgelte er die schönsten und verrücktesten Wein-

Lieder und nicht etwa so traurig hohles Zeug, wie der rothe leipziger Krug. Dionys, Dionys, zu welcher schnöden Aufwallung verleitest du mich in meinen alten Tagen. Ich bitte dich, kehr um und laß den Rhein laufen, wohin er will. Merkst du denn nicht, daß dies die letzten Berge sind.

Der Jüngling hörte nicht auf sein Geplauder. Er sah in die mondhelle Fluth, er sah wie die Nixen ihm zuwinkten und wie sie verschwanden, Eine nach der Andern immer tiefer den Strom hinab. Seine Brust hob sich vor Sehnsucht und schon setzte er einen Fuß an, um dem Zuge der Wellen, der Fische, der Nixen und seines eignen Herzens zu folgen, als ein neuer Windstoß durch seine Locken fuhr, der noch mehr, als der erste, verrieth, daß er aus dem rauhen Norden kam. Zugleich ließ sich der Alte mit etlichen Kernflüchen vernehmen, und der Esel stieß aus Sympathie mit seinem Reiter einen gellenden Schrei aus.

Wohl, sagte der Gott — denn dies schien mir eines Gottes würdig, sich über einen Esel in Geduld zu fassen — wohl, bis hierher und nicht weiter.

Nun gab es einen so wirren und wilden Lärm, daß mir noch jedesmal der Kopf schwirrt, wenn ich daran denke. Die Weiber waren zurückgekehrt und der Ausspruch des Jünglings brachte

den wüthendsten Freudentaumel unter ihnen zuwege. Sie packten sich um den Leib und sprangen baumhoch in die Höhe, die Berge sprangen, der Esel tanzte, und der Alte schrie, wie besessen, das ist der Abschiedsball, den der Weinkönig dem Rheinkönig gibt.

Du hast Recht, alter Trunkenbold, sagte der Jüngling, weiter will ich auf meinem Zug von Indien in den nordischen Himmel nicht vordringen. Darauf breitete er seine Arme aus nach den krystallnen Fluthen und sang ein Lied von der ewigen Jugend der Götter und des Weins, und wie er stand und sang küßten sich die Nixen, die Fische begatteten sich, die Vögel in der Luft feierten ihre Hochzeit und die Wellen schmiegten sich stummselig an die goldenen Sandalen des Gottes.

Einer aber war traurig und das warst du, Vater Rhein. Du hobst dein Haupt aus den Wellen und sprachst, singe nicht so schön! singe nicht so schön, denn nun du mich verlässest, verläßt mich meine Jugend. Reißt mir das letzte grüne Blatt aus den Haaren, es verspottet mich durch seine Erinnerungen. Ich will vergessen, wer ich war, ich will nicht denken, wohin ich gehe. Ich will vergessen, daß ich über Wolken geboren bin, vergessen, daß ich als Knabe schon mit kühnen Thaten spielte, daß ich mit schäumender Begeisterung

ins Leben stürzte, ich will meine Jugend, dein Lied vergessen. Fort mit den Bergen, fort mit den Gesängen, fort mit den Reben, weg mit euch Nixen. Leb wohl Dionys und gräß' die andern Götter. Goldne Gemeinheit, nimm mich auf, flache Gesichter, von nun an bin ich euer Bruder. Ich von Götter Gnaden in Poesie empfangen und geboren will sterben und verderben in eurer Prosa.

Und als du diese Worte gesprochen, Vater Rhein, da wandte sich ab der blühende Jüngling und eine dunkle Wolke flog über seine Stirn, über den Mond und todesmuthig warf ich mich zu dir in's Wasser und rief: nimm mich mit, Vater, ich will sterben und verderben mit dir; denn auch für mich sind deine Kränze zerrissen und für mein Volk, und unsere Geschichte spiegelt sich in deinen Wellen, und das Reich und unsere Größe ist mit dir stromab gefahren und in Schmach verloren und untergegangen. Philister über uns, Vater! Deutschland verräth seinen Strom und seine Jugend und die einst die Alpen überströmt und die Pyrenäen durchbrochen und die Trümmer der Welt in ihren Strudel rissen, sie schleichen jetzt träge, ohnmächtig, vertheilt, abgestochen und eingedämmt durch die Welt und sind zu nichts mehr gut, als

um die Heerden ihrer Könige zu tränken und deren Felder und Aecker zu bewässern...

Vater, da hobst du mit starken Armen mich übers Wasser und sprachst: Jüngling, verzweifle nicht. Verzweifle nicht, es kommt der Tag, wo wir uns wiedersehn.

Und nun, Vater, der Tag ist da und wir haben uns wieder gesehn.

Philister über uns! murmelte eine sterbende Stimme aus der Tiefe und ich jagte des Weges weiter, immer tiefer in die Dünen hinein.

Die Maatschapijen.

Nichts beweiset mehr für den aristokratisch-republicanischen Geist der Holländer, als die auffallende Menge der von ihnen zur Erreichung verschiedener Zwecke gestifteten Vereine. Wer den Holänder von einer seiner besten Seiten kennen lernen will, muß auf diesen Gegenstand seine Aufmerksamkeit richten. Er wird aus der Anzahl, Stärke, Einrichtung, Verzweigung und Wirksamkeit der **maatschapijen** in Holland einen sehr vortheilhaften Schluß auf den regsamen öffentlichen Geist machen, der in diesem Lande herrscht. Ich will nur einige dieser Gesellschaften namhaft machen und zwar solche, die entweder ihren Hauptsitz oder wenigstens eine bedeutende Mitbesteurung im Haag gefestigt haben. Zunächst führe ich an:

Die maatschapij tot nut van't algemeen.

Dieselbe ist im Jahr 1784 zu Edam errichtet, hat aber in der Folge ihren Hauptsitz nach Amsterdam

verlegt. Die Anzahl ihrer Departemente, durch ganz Holland zerstreut, beläuft sich auf 192, welche 13,188 Mitglieder befassen. Die Provinz Süd-Holland hat 35 Departemente aufzuweisen, wovon eins auf die Hauptstadt. Der jährliche Beitrag der Mitglieder 6 Gulden. Dafür empfängt Jeder ein Exemplar von den Werken, welche die Gesellschaft im laufenden Jahr herausgibt.

Das Haager Departement hat folgende vortreffliche Einrichtungen für die Stadt ins Leben gerufen:

1) Eine Lesebibliothek, seit dem Jahr 1798. Der Katalog befaßt die Titel von 1800 Büchern für das Volk und die Jugend. Die Bücher werden unentgeldlich ausgeliehn und am Donnerstag Abend für vierzehn Tage gewechselt.

2) Eine Schule, gestiftet im Jahr 1804, mit sechs Lehrern.

3) Eine Zeichenschule vom Jahr 1809. In derselben wird am Montag, Mittwoch und Sonnabend Unterricht im Zeichnen ertheilt, sowohl wie nach antiken Büsten, wie nach Handzeichnungen und Kupferstichen. Für den dreimaligen Besuch in der Woche wird Jahrs zwanzig Gulden entrichtet, für den zweimaligen Besuch nur sechzehn.

4) Eine Sparbank, aufgerichtet im Jahr 1818. Schon im Jahr 1830 besaß die Bank

einen Werth von 347,632 Gulden. Sie gibt vier von Hundert und nimmt Alles an, was über einen halben Gulden ist.

5) Volksunterricht durch öffentliche Vorlesungen etlicher Werke der Gesellschaft, seit dem Jahre 1823. Der Stadtrath hat dazu die kleine englische Kirche hergegeben, wo 150 Zuhörer auf Vorzeigung einer Karte zugelassen werden.

Maatschapij van weldadigheid.

Diese Gesellschaft verdankt ihren Ursprung dem unermüdlichen Eifer des bekannten Generallieutenants van den Bosch. Als dieser würdige Mann sich auf der Insel Java aufhielt und für geringen Preis sehr bedeutende Ländereien an sich gebracht hatte, führte ihm ein glücklicher Zufall einen aus China geflüchteten Mandarinen zu, dessen sinnreicher Kopf in kurzer Zeit seine Güter dermaßen verbesserte, daß sie beim Wiederverkauf dem Herrn van den Bosch, wie auch dem Mandarin selbst, der vom Verwalter zum Miteigenthümer gestiegen war, einen überraschenden Gewinn abwarfen. Voll von diesem Resultat kehrte Herr van den Bosch nach Europa zurück. Hier faßte er den Gedanken, wüste Strecken seines Vaterlandes, nach den Grundsätzen des chinesischen Mandarinen urbar zu machen, und zwar nicht zu eigenem Vortheil,

sondern zum Besten nothleidender Menschen, die sich darauf als Anbauer niederlassen sollten. In dieser Absicht gründete er die obige Maatschapij, eine Gesellschaft, die gegenwärtig nicht weniger als 15,000 Mitglieder zählt und vielen hundert fleißigen, dem Mangel und Elende entrissenen Familien Brod, Arbeit, Aussicht auf Wohlstand gewährt. Die Colonien Fredericksoord in Drenthe, Wilhelmsoord in Overyssel, Wilhelminasoord in Friesland sind nach der Beschreibung sachverständiger Reisender, wie z. B. des Herrn von Gruner, Muster in ihrer Art. Der Fleiß findet dort Mittel und Wege, etwas vor sich zu bringen, der tüchtige Arbeiter kann mit der Zeit freier Eigenthümer werden, kann den Besitz, den er mit seinem Schweiße gedüngt hat, beim Tode seinen glücklicheren Kindern überlassen. Das lasse ich mir gefallen. Sonst, ich hasse diese Hungergaben, diese Haide-Sibirien, diese Zuchthäuser in freier Natur, diese Armen-Colonien mit ihren todtblassen Gesichtern, die muthlos auf den Boden starren, mit ihren gespenstischen Weibern, die, ihre Säuglinge an der welken Brust, die langen dürren Hände zum Betteln ausstrecken, mit ihren Hütten, die das menschliche Elend selbst gebaut und aufgezimmert zu haben scheint, um sie von ihrer leibeigenen Tochter, der Hoffnunglosigkeit, bewohnen zu lassen;

ich hasse diese Colonien, wo das Land kein Wasser, die Mutter keine Milch, der Vater keinen Muth in der Seele und kein Mark in den Knochen hat. Dagegen bin ich überzeugt, daß die meisten von den 2200 Menschen, die in den holländischen Colonien einen Grund von 1100 Bundern Land ur- und fruchtbar machen, Schullehrer, Prediger und Bücher haben, die Wohlthat der Gesellschaft dankbar anerkennen und segnen. Sie haben nicht viel, aber sie haben die Hoffnung, sie sind arm, aber sie sind keine Bettler, sie wohnen einsam, aber sie sind nicht ausgestoßen von der Gesellschaft, sie werden von ihren Nachbarn vielleicht nicht beneidet, aber auch nicht bemitleidet, sie haben einen Weg hinter sich, einen Weg vor sich und niemals, wenn sie nur wollen, Noth und Kummer an ihrer Seite. Da läßt es sich leben. Und selbst jene zwei andern Colonien, welche die Gesellschaft außerdem errichtet hat, um eine wohlthätige Scheidewand zu ziehn, zwischen dem Fleiß der Armuth und der in Faulheit versunkenen Bettelei, selbst diese beiden Colonien sind menschlich, sind mit menschlichem Sinne auf menschliche Bedürfnisse berechnet, lassen der Furcht und der Hoffnung eine Thür offen, und gewähren dem Bettler, der arbeitet die nahe und gewisse Aussicht, kein Bettelcolonist zu bleiben, sondern in die achtbarere Gesell-

schaft der drei oberen Landbaucolonien einzutreten. Das eine dieser Stifte befindet sich an der Ommerschans in der Provinz Overyssel, das andere zu Veenhuizen in der Provinz Drenthe. Ersteres zählt 1400 Seelen mit 800 Bundern Grund, letzteres 1100 Seelen, mit einem mir unbekannten Inhalt von Moor und Ländereien.

Zu Veenhuizen hat die Gesellschaft noch zwei andere wohlthätige Einrichtungen getroffen. Sie hat 2 bis 3000 Bunder Landes bestimmt für Waisen, Findlinge, verlassene Kinder, alte Soldaten, nothdürftige Leute, welche sie auf eine ihrem Alter, ihrem Geschlecht, ihren Kräften angemessene Art auf dessen Raum in Thätigkeit setzt.

Endlich hat die Gesellschaft eine Landbauschule zu Wateren errichtet, wo sie einer Zahl von 60 jungen Leuten Gelegenheit gibt, durch die dort erworbnen Kenntnisse sich einmal zu Beamten in den verschiedenen Colonien der Gesellschaft aufzuschwingen. Vortrefflicher konnte die **Maatschapij van weldadigheid** den Kreis ihrer Colonisationsthätigkeit nicht schließen.

Maatschapij tot onderwijs van dooven en stommen.

Diese Gesellschaft zum Unterricht für Taubstumme hat ihren Hauptsitz zu Groningen, woselbst sie im Jahr 1790 durch den Prediger an

der Walschen Gemeinde, Guyot, gestiftet wurde. Sie ist gegenwärtig in vier und siebenzig Departemente ausgebreitet.

Genootschap tot onderwijs van blinden.

Die Wörter genootschap, geselschap klingen im holländischen bescheidener als maatschapij und werden daher von weniger ausgedehnten Vereinigungen gebraucht. Jedoch hat die obige genootschap, die im Jahr 1808 zu Amsterdam sich aufthat, in den vornehmsten Städten des Landes ihre Correspondenten und überall, auf dem Lande wie in der Stadt, ihre Theilnehmer. Der jährliche Beitrag ist fünf Gulden.

Genootschap ter zedelijke verbetering der gefangenen.

Diese Genossenschaft ist im Jahr 1823 durch den Herrn Suringar zu Leeuvarden errichtet.

Sie hat zum Zweck: sittliche Verbesserung der Unglücklichen beider Geschlechter, welche in Zucht-, Gefangen- und Werkhäusern eingesperrt sind. Sie hat aber bei diesem edlen Ziel nicht nur die Zeit während der Gefangenschaft vor Augen, sondern vor Allem die Zeit nach derselben.

Der jährliche Beitrag der Mitglieder beträgt drittehalb Gulden, was für die 4902 Mitglieder, welche die Gesellschaft bereits einige Jahre nach

ihrer Stiftung zählte, eine Summe von 12,500 Gulden zur Verwendung stellte. Wie hoch sich gegenwärtig die Zahl der Mitglieder beläuft, ist mir nicht bekannt.

Nederlandsche huishoudelijke maatschapij.

Niederländische haushälterische Gesellschaft. Sie bestand bereits seit dem Jahr 1774, und machte damals eine besondere Abtheilung der hollandsche maatschapij van wetenschappen aus. Im Jahr 1796 ward sie von der Nationalversammlung als selbstständig mit obigem Titel anerkannt. Süd-Holland zählt sieben Departemente derselben.

Maatschapij tot beforderING der toonkunst.

Der Zweck dieser Gesellschaft geht dahin, den Sinn für Tonkunst zu erwecken, musikalische Kenntnisse zu verbreiten und zu diesem Behufe Preisfragen auszuschreiben. Ihre Hauptbesteuerung ist abwechselnd zu Amsterdam, Rotterdam und im Haag. Ihre erste Versammlung hielt sie im Jahr 1829; diese bestand aus 700 Mitgliedern. Sie hat ihre verschiedenen Abtheilungen, welche aus nicht minder als 20 Leuten bestehn dürfen, an deren Spitze fünf ausübende Künstler stehn.

Maatschapij voor natuur-en letterkunde.

Diese Gesellschaft führt den Namen **diligentia** und besteht seit dem Jahr 1793. Sie soll zur Ausbreitung der Wissenschaften durch ihre gelehrten Mitglieder viel beigetragen haben. Der Zuschuß ist für zwei Jahr 15 Gulden. Die Mitglieder besitzen ein schönes Local im Haag. Damit verbunden ist die **Societeit**, zur Lesung von Broschüren, Zeitungen u. s. w., in welcher der gebildetere Theil der Einwohner vom Haag, das diplomatische Corps u. s. w. tagtäglich verkehrt.

Maatschapij van fraaije kunsten en wetenschappen.

Die Gesellschaft freier Künste und Wissenschaften ist gestiftet worden im Jahr 1772. Die Haager Abtheilung derselben war Anfangs auf Poesie gerichtet, **en dichtlievend genootschap** mit dem Sinnspruch: Kunstliebe spart keinen Fleiß. Später hat sie sich mit der obengenannten Gesellschaft vereinigt.

Maatschapij ter bevordering van welstand.

Diese Gesellschaft geht, wie die folgenden, von einem religiösen und kirchlichen Princip aus. Die protestantischen Mitglieder haben sich dazu vereint, um, so viel in ihren Kräften steht, solchen

von ihren Glaubensbrüdern hülfreich unter die Arme zu greifen, die troß aller Anstrengung, troß Lust und Kräften vergeblich gegen widerwärtige Umstände ankämpfen. Die Gesellschaft macht zinslose Vorschüsse zum Ankauf von Häusern, Ländereien, Geräthschaften und andern Bedürfnissen; jedoch mit solchen Bedingungen für die Rückgabe der Sachen und Gelder, welche sie nach ihren Ansichten für zweckmäßig hält. Dieselbe hatte im Jahr 1829 anderthalbtausend Mitglieder und ein Capital von gegen 32,000 Gulden.

Maatschapij tot uitbreiding van het Christendom onder de Slaven en verdere heidensche bevolking der Kolonie Suriname.

Oder: Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Sklaven und der übrigen heidnischen Bevölkerung der Colonie Surinam. Dieselbe ward im Jahr 1829 zu Surinam selbst errichtet, doch aus Mangel an hinlänglichen Mitteln an diesem Ort, traf man später die Verfügung, ihren Hauptsiß nach dem Haag zu verlegen. Die Gesellschaft läßt Sklavenkinder unterrichten, vergrößert die Zahl der Missionaire (Sendlinge im Holländischen) und sucht die in Surinam dem Unterricht der Sklaven entgegenstehenden örtlichen Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Nederlandsche bibelgenootschap.

Steht in Verbindung mit der großbritannischen und hat ihren Hauptsitz zu Amsterdam, seit dem Jahr 1814. Sie vertheilt Bibeln in verschiedenen Sprachen. Der jährliche Beitrag ist fünf Gulden.

Bijbelvereeniging.

Die Bibelvereinigung theilt denselben Zweck mit der Bibelgesellschaft. Sie läßt sich aber von ihren Mitgliedern, ein halbtausend an der Zahl, einen beliebigen jährlichen Beitrag einschreiben und schießt dieses Geld in die Casse der Bibelgesellschaft.

Zendeling — genootschap.

Die Gesellschaft für Missionaire ist im Jahr 1797 zu Rotterdam errichtet, hat ihre Abtheilungen durch ganz Holland und zählt allein in der Haager Abtheilung gegen 200 Mitglieder.

Genootschap tot verdediging van de christelijke Godsdienst, tegen derzelver hedendaagsche Bestrijders.

Die Genossenschaft zur Vertheidigung des christlichen Gottesdienstes wider dessen heutige Feinde und Bestreiter, ist gestiftet im Jahr 1785. Sie beschränkt sich darauf, jährliche Preisfragen auszuschreiben und ihre gekrönten Preisschriften in den Druck herauszugeben. Den Vorsitz führen

etliche Doctoren der Theologie. Hätte ich mich überwinden können, eine dieser gekrönten Schriften durchzulesen, so würde ich schon ungefähr in Erfahrung gebracht haben, welches Christenthum, das biblische, symbolische oder rationale, bei der Genossenschaft zur Vertheidigung des Christenthums, in Ansehn steht. Soll ich aber einem deutschen Prediger glauben, der bei Gelegenheit einer holländischen Sammelreise ein Langes und Breites über die holländische Theologie geschrieben hat, so liegt das wahre Christenthum, wie er's nennt, bei den holländischen Theologen sehr im Argen.

Geschichte des Handels.

Eine vortreffliche Schrift, die im Jahr 1828 zu Amsterdam in französischer Sprache erschien und die Handelsgeschichte der Holländer darstellt, die recherches sur le commerce de la Hollande, liegt folgender skizzenhaften Uebersicht zum Grunde.

Die Noth trieb die Holländer zum Handel. Wegen der Armuth des Bodens mußten sie ihre Bedürfnisse durch Schiffahrt sich verschaffen. Holländische Hansestädte gab es schon ums Jahr 1241. Die Hauptquelle des holländischen Reichthums war der Heringsfang und Beukelsohns Erfindung. Man muß sich erinnern, daß damals die ganze Christenheit jede Woche zwei Fasttage hielt und volle vierzig Tage vor Ostern keine Fleischspeisen genoß. Jeder fünfte Mann in Holland schöpfte zu dieser Zeit aus der Heringsfischerei seinen Unterhalt. Es gab 5000 Fahrzeuge dieser Art allein an der holländischen Küste, 3600 streiften in der

See um die Orkney- und Shetlandsinseln, im Ganzen 6400 Schiffe mit 112,000 Seeleuten; rechnet man dazu die Schiffbauer, Netzstricker, Böttcher, Salzbereiter u. s. f., so machte dies zusammen ein Heer von 450,000 Menschen. De Witt († 1672) sagt: Holland darf sich einer Zahl von 10,000 Segeln und 168,000 Seeleuten rühmen, obgleich das Land weder Holz noch Metall, noch Lebensmittel, noch Waaren hervorbringt. — Ein altes Sprichwort sagt daher mit Recht: Amsterdams Grundmauer besteht aus Heringsgräten.

Die zweite Quelle der Handelsthätigkeit und der dadurch gewonnenen Reichthümer war die Verfassung unter den Grafen, welche den Schwung der Kräfte und Bestrebungen nicht unterdrückte, sondern beförderte. Auch unter Burgund und selbst Anfangs unter Habsburg (seit 1477) blieben die bedeutenden Privilegien der Städte unangetastet. Holland und die nördlichen Provinzen setzten gegen Philipp II. ihre Unabhängigkeit durch *),

*) Die Provinz Holland hat ohne Zweifel um die Befreiung vom spanisch-katholischen Joch sich die meisten Verdienste erworben. Zur Zeit des Grafen Leicester waren fast alle Provinzen bereit, sich der Königin Elisabeth in die Arme zu werfen, nur Holland nicht, welches die listigen Anschläge des Grafen durch Klugheit und standhaften Muth vereitelte.

Antwerpens Kaufleute zogen sich nach dem Ruin der unglücklichen Stadt (1585 unter Alexander Farnese) nach Amsterdam, Middelburg u. s. w. So versetzte sich zum dritten Mal der Mittelpunkt des niederländischen Handels, denn Antwerpen, das kurz vorher jährlich 500 große Schiffe in seinem Hafen aufnahm und in dessen Thore 10,000 Lastwagen aus- und einfuhren, erlitt nur dasselbe Schicksal, wie Brügge, das ein Jahrhundert früher die ganze Seeverbindung zwischen dem Norden und Süden Europa's vermittelt hatte. — Als Philipp II. im Jahr 1580 das Königreich Portugal an sich riß, verbot er den Holländern die Ausfuhr ostindischer Gewürze aus den portugiesischen Häfen und zwang sie gewissermaßen durch diesen unüberlegten Schritt, den Seeweg nach Ostindien selbst zu suchen und die glücklichen Zerstörer der portugiesischen Macht in jenen Gewässern zu werden. Sie eroberten in kurzer Zeit die portugiesischen Besitzungen in Ostindien und herrschten von Balsora bis Japan. Stiftung der ostindischen Compagnie ums Jahr 1602. (Die Verwaltung der Geschäfte war vertheilt an sechs Kammern, die zu Amsterdam, Middelburg, Delft, Rotterdam, Hoorn und Enkhuizen ihren Sitz hatten und von 17 Vorstehern geleitet wurden. Das Capital der Gesellschaft bestand aus 6½ Millionen

Gulden und nach einer mäßigen Berechnung hat sie seit 1602 bis 1739 gegen 360 Millionen Gulden Waaren nach dem Einkaufspreise und 1620 Millionen Gulden nach dem Verkaufspreise aufgebracht. Sie schickte jedoch nur dreizehn Schiffe nach Ostindien, deren Ausrüstung aber 2,200,000 Gulden kostete. Sie hatte das Recht, Bündnisse mit den indischen Völkern zu schließen, und gar im Namen der Generalstaaten Festungen zu bauen, Befehlshaber zu ernennen und Soldaten zu werben, welche sowohl dem Staat als der Gesellschaft den Eid der Treue leisten mußten. Dagegen sollten nach dem Freibriefe (Anfangs nur auf 21 Jahr ausgestellt) die Befehlshaber der Gesellschaft bei ihrer jedesmaligen Rückkunft vom Zustand der Angelegenheiten in Ostindien Bericht an die Regierung abstatten). Auch der Kornhandel nach dem baltischen Meer häufte große Reichthümer. Das Korn wurde zu niedrigen Preisen eingekauft, aufgespeichert und in theurer Zeit theuer verkauft. Dabei hemmte keine Kornsperre den Handel. Hierzu kam die Amsterdammer Bank, die im Jahr 1609 gestiftet wurde; ihre Noten galten überall.

Vom Jahr 1617 bis zum Jahr 1672 höchste Blüthe des Handels. Selbst Spanien bediente sich auf der Fahrt nach seinen amerikanischen Co-

lonien holländischer Schiffe, die Holländer befanden sich im Besitz des ganzen europäischen Frachthandels und ihr auswärtiger Handel war größer, als des übrigen Europa's zusammengenommen.

Allein nach dieser Zeit stellt die Geschichte des holländischen Handels das Bild seines allmähligen Verfalls dar. Wirkende Ursachen desselben waren 1) der natürliche Wachsthum des Handels und der Schiffahrt anderer Nationen, namentlich Englands und Frankreichs, die nach heftigen bürgerlichen Unruhen, unter Cromwel und Ludwig XIV. neuen Aufschwung nahmen. Cromwells Navigationsacte (1651) schloß die Holländer vom Frachthandel Englands aus; gleichfalls hatte der französische Tarif vom Jahr 1644 die Hemmung des holländischen Handels in Frankreich zum Zweck. 2) Der Druck der Steuern, in Folge der Kriege mit England, Frankreich und Spanien. Um diesem Druck zu entgehn, verführten die auswärtigen Nationen ihre Waaren nach andern Ländern und Häfen und nahmen von dort ihre Rückfrachten mit nach Hause. 3) Die ungeheure Aufhäufung der Capitalien. Als nämlich die holländischen Capitalisten nicht mehr als zwei bis drei Procente mit ihrem Gelde im Handel verdienen konnten, speculirten sie auf fremde Anleihen. So belaufen sich die Anleihen an Frankreich und England bis 1788

allein auf ungefähr sechzig Millionen Pfund Sterl. 4) Die Habsucht der ostindischen Compagnie selber. Sie zwängte den Gewürzhandel auf wenige Inseln ein, machte ihn seit 1631 zum Monopol, steigerte den Pfeffer hundert Procent höher, als ehemals die Portugiesen (, sie nahm 3800 Proc. vom Pfeffer). Ueberdies legte sie nur eine halbe Million Pfund Sterl. in diesen wichtigen Handel, statt etwa 10 Millionen und beschäftigte zu einer Zeit, wo Holland 10,000 Segel hatte, nur 10 bis 16 Schiffe mit dem ostindischen Handel. Bekannt ist es, daß ihre kleinliche Habsucht und beschränkte Handelspolitik so weit ging, ganze Schiffsladungen mit Pfeffersäcken ins Meer zu werfen, um diesen Handelsartikel im Preis zu halten. 5) Die endliche Einmischung der Staatsgewalt in das Gebiet des freien Handels, insbesondere der Heringsfischerei; eine Menge Proceduren wurden vorgeschrieben, wodurch zuletzt nur Verbesserungen gehindert und eine Unzahl Betrügereien eingeführt und begünstigt wurden.

So sank der holländische Handel, und mit ihm in gleichem Maß der politische Einfluß des Landes im europäischen Staatsverein, seit dem Utrechter Frieden immer mehr von seiner erstaunlichen Höhe herab, bis er durch die französische Revolution, durch Napoleon und die Continental-

sperre völlig in seinem Nerv gelähmt, die Flügel sinken ließ und selbst nach der rationalen Wiedergeburt Hollands und der allgemeinen Befreiung des Handels bei weitem nicht die Höhe wieder gewann, auf welcher er noch in der Mitte und der dritten Hälfte des 18. Jahrhunderts schwebte. Antwerpen, durch Napoleon ausschließlich begünstigt, mit zwei geräumig-tiefen Bassins und gequaderten Vorsätzen versehn, die vermöge ihrer gleichen Höhe mit den Schiffen die Aus- und Einladung der Waaren bequem machen, raffte in kurzer Zeit von seiner früheren Ohnmacht sich auf und errang alle Vortheile, welche ihm ein 75 Fuß tiefer Strom und seine Lage auf der geraden Linie von London nach Deutschland und den Mittelländern Europa's anboten, Antwerpen, eine Stadt, die wohl, wie Karthago, zerstört und in einen Aschenhaufen verwandelt, allein eben des Stromes und der Lage wegen, nicht vernichtet werden kann. Doch auch Holland wird, wenigstens so lange es ihm glückt, seinen Credit aufrecht zu erhalten und dem drohenden Nationalbankerott zu entgehen, im Reich des Handels, wenn auch nicht die alte, doch immer noch eine sehr wichtige Rolle spielen. Man weiß, durch welche großartige Werke der Wasserbaukunst (der neue Amsterdammer Canal, der im Westen der Südersee hinläuft und für die größten Kriegs- und

Kauffahrteischiffe breit und tief genug ist, verdient mit Recht diesen Namen) es der Versandung seiner Ströme und Gewässer Trotz zu bieten versteht, wie beharrlich es seine Vortheile im Auge behält, wie sehr es durch Natur und Gewohnheit auf Erwerb und Gewinn versteuert ist, wie rührsam und unablässig thätig alle seine Bewohner sind, so lange sie das Ziel ihrer Bemühungen, ein gewisses Maß von Reichthümern, einen gewissen Grad landüblicher und zur trägen Ruhe gleichsam ermächtigender Wohlhabenheit noch nicht erreicht haben und wie überhaupt See, Schiff und Holländer so unzertrennlich zusammen gehören, als Wüste, Kameel und Araber.

Seereisen und Colonien.

Amsterdammer Bürger gingen in See, durchsegelten den wüsten, atlantischen und indischen Ozean, ja wiederholt die ganze Erde, und entrissen dem König von Spanien und beider Indien Ostindien und das Monopol des Seehandels — wer staunt nicht über diese Thatsache, wundert sich nicht über den riesenhaften Schwung, den eine Handvoll Menschen ihren Angelegenheiten zu geben vermag, sobald sie im rechten Elemente einmüthig, kühn und standhaft ihre Kräfte auf einen Punkt versammelt. Aehnliches Staunen ergreift uns, begleiten wir die ersten spanischen Abentheurer von dem ersten Augenblicke an, wo sie ihren Fuß an die Küste eines ungeheuren fremden Welttheils setzen bis zu dem Augenblick, wo sie den Söhnen der Sonne, den Gebietern uralter und zahlreicher Völkerstämme die Krone vom Haupt reißen und sich auf zauberhafte Art in den Besitz

goldner Tempel und Paläste und blitzender Diamantengruben versetzen. Jedoch braucht man die eigentliche Natur seiner Empfindungen und der besondern Eindrücke, welche hier die Spanier, dort die Holländer auf uns machen, nicht einmal sehr scharf zu zerlegen, um eine nicht unbedeutende Verschiedenheit derselben gewahr zu werden. Glück, Kühnheit, Standhaftigkeit zeichnen allerdings die ersten Unternehmungen beider Völker auf gleiche Weise aus, sie bethätigten dieselben Eigenschaften und Kräfte, ohne welche der Mensch das Ziel großer Unternehmungen nicht erreichen kann, allein man bemerkt auf den ersten Blick, daß zunächst jenes Etwas, was sie anspornte und in fremde Länder führte, jene Feder, die ihre Kräfte in Schwung brachte, jenes Ferment, das diesen zur Gährung beigesetzt war, ganz verschiedenartig war. Der Spanier trat auf als Ritter, der Holländer als Krämer, der Spanier suchte Abentheuer und glänzende Thaten, der Holländer Erweiterung seines kaufmännischen Getriebes, der Spanier suchte Heiden, um sie zu bekehren, der Holländer Menschen, zweibeinige Wesen, um mit ihnen zu handeln, der Spanier dürstete nach Gold, um seinen Stolz, seine Genußsucht, seine Prachtliebe zu befriedigen, der Holländer hungerte nach Reichthümern und Schätzen, um sie aufzuspeichern und den

Rest seines Lebens in unbedürftiger Behaglichkeit und Stille zu verbringen. Stumm und schweigend sind sie Beide, aber der Spanier brütete, der Holländer kalculirte, auf der geschlossenen Lippe des Spaniers saß Stolz, Verwegenheit, Verachtung, auf der Lippe des Holländers Kälte, welche weder die weiße Wange, noch der feuchte nebelhafte Blick Lügen strafte, während das Feuer, das dem Spanier aus den Augen blitzte und die Gluth, die seine dunkle Wange im Zorn überflog, nur zu deutlich zu erkennen gaben, daß er ein Südmensch war, und trotz der anscheinenden äußeren Kälte und der abgemessenen Gravität seiner Bewegungen, glühende Leidenschaften in seinem Busen verbarg. Der Spanier, ich komme darauf zurück, war Ritter, Fanatiker der Ehre, des Goldes und des Glaubens. Er sah, nachdem die christliche Ritterschaft des alten Continents noch zuletzt in seinem eigenen Lande, im Kampf mit den Mauren, ihren Todestriumph gefeiert hatte, keine andere Bahn des Ruhms und der Ehre vor sich, als übers Meer zu fliegen und der unglücklichen, mit weichen Naturmenschen übersäeten neuentdeckten Welt seine eisernen Fußstapfen einzutreten und auf dem Schutt goldener Reiche und Städte das vom Geifer des Fanatismus zerfressene Kreuz des katholischen Glaubens aufzupflanzen.

Seine Erscheinung war dämonisch, der Indianer betrachtete ihn als bösen Engel, als göttliches Zerstörungswesen. Den Holländer sah der Malaye an als seinesgleichen und weit entfernt, ihn zu fürchten, oder auch nur zu hassen, leistete er ihm Vorschub gegen die Portugiesen, ging friedliche Handelsverbindungen mit ihm ein und gestattete ihm ahnunglos die Anlegung von Factoreien an der Küste seiner Inselländer, indem er im Gegensatz zu den Portugiesen voraussetzte, dergleichen bescheidene Waarenniederlagen und Rastplätze seien für den Holländer Anfang und Ende aller Bemühungen, in Ostindien festen Fuß zu fassen. In der That sind es Anfangs weniger die einzelnen feindseligen Berührungen mit den Eingebornen, die den Muth der Holländer in diesem Welttheil auf die Probe setzten, als vielmehr ihre Verhältnisse mit den Portugiesen, welche sie schon vor ihrer Ankunft eingenistet fanden und die nun durch Klugheit und Tapferkeit, wie durch jedes andere Mittel, das ihnen zu Gebot stand, Schritt vor Schritt aus ihren Besitzungen zu verdrängen, sie sich zur Aufgabe machten. Allein schon im Verlauf dieser Kämpfe und Listen, sahen ihnen die Eingebornen durch die Maske der Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit und darauf begann eine Todfeindschaft und ein mörderischer Streit der Unterdrückten gegen

die Unterdrücker, der sich noch in die heutige Zeit hinzieht und bald hier, bald da, bald offen, bald heimlich ausbricht, dessen Ausbruch aber die Holländer theils durch Umsicht, Wachsamkeit und die Mittel einer schlauen Politik, die ihr divide et impera fortwährend vor Augen hatte, theils durch Gewaltstreiche, Waffen, Grausamkeiten zuvorzukommen, oder im Fall des Aufflammens zu ersticken bemüht sind und waren. Unähnlich den Spaniern, die auf ihre Opfer losstürzten und nicht eher rasteten, als bis ganze Königreiche ihnen zitternd zu Füßen lagen, überließen sie, ihrer mehr praktischen als ehrgeizigen Natur nach, die völlige Erringung der Herrschaft über diese ehemals freien und glücklichen Reiche und Inseln, dem schleichenden Lauf der Jahrhunderte, völlig zufrieden, die größtmöglichsten Handelsvortheile aus ihrer jährlich wachsenden Ueberlegenheit herauszuziehen. Gott vergebe ihnen, was sie thaten, aber noch mehr, was sie unterließen, es schauert mich vor der Marter der Jahrhunderte, welche sie über diese Menschen verhingen, vor der Geduld der Grausamkeit, welche sie ausübten, vor dem System des Verraths, das sie allmählig entfalteten. Die Haare stehn mir zu Berge, wenn ich an die Grausamkeiten denke, die Cortez und Pizarro und ihre Nachfolger an den Mexicanern und Peruanern verüb-

ten, allein ich kann mich eines Gefühls der Bewunderung nicht erwehren über die zerstörende Genialität dieser Männer. Lese ich hingegen die Geschichte der holländischen Colonisation in Asien, so überläuft mich kalter Schauer und ich ergrimme über den niederträchtigen Wuchergeist, der mit der trockensten Miene und mit dem kältesten Blut alle Blüthen der Menschheit mit Füßen tritt, um nur Muscatblüthen und Kaffeebohnen dafür einzutauschen. Es ist nicht meine Absicht, den düstern Vorhang vor diesen Scenen zu lüften, obgleich ich sehr wünsche, daß eine unparteiliche Hand einmal versuchen möchte, sowohl aus früheren Quellen, wie aus gegenwärtiger Anschauung das Betragen der Holländer auf den asiatischen Inseln, insbesondere auf Java ins rechte Licht zu stellen, eine Beleuchtung, die graulich genug die bleichen Gesichter der alten Gouverneure und Befehlshaber der Colonie überspielen würde; ich will nur den Leser dieser Blätter darauf aufmerksam machen, daß nach Kenntniß der Thatsachen für ein edles, menschlich fühlendes Herz kaum möglich ist, sich der Abneigung gegen eine Nation zu erwehren, deren Moralkatechismus sich so wohl mit dem herzlosesten Egoismus vertragen hat. Montesquieu schreibt in seinen **lettres persannes** den Sieg der Holländer und die Verluste der Portugiesen in

Ostindien hauptsächlich dem Umstande zu, daß diese gegen die Eingebornen menschlicher gewesen, als die Spanier und nicht auf Vertilgungskriege ausgegangen. Montesquieu hat Unrecht, wenn er hierbei der Tapferkeit der Holländer vergißt, die auf jeden Fall der portugiesischen gleichkam, wenn nicht oft in Verbindung mit größerer Seefahrtskunde dieselbe überflügelte, noch mehr aber Unrecht, wenn er der größeren List, zäheren Beharrlichkeit und vor Allem der durch nichts getrübten unritterlichen Leidenschaftlosigkeit derselben nicht gedenkt, welche die nöthige Klugheit im Verfahren gegen die Insulaner durch nichts alterirte. Man höre und urtheile aus dem einen Beispiel, das ich anführen werde, auf welchen Fuß die Holländer zu Anfang des 17. Jahrhunderts sich gegen die Beherrscher der Inselreiche gestellt haben. Der Viceadmiral van Weert, der im Jahr 1603 auf der Flotte, die Georg Spilberg als Admiral commandirte, nach Ostindien gesegelt war, suchte mit dem König von Zeylon Unterhandlungen anzuknüpfen, bestand aber darauf, daß der König die ersten Schritte thun und ihn auf seinem Schiffe besuchen sollte. Der König von Zeylon nahm diesen Argwohn so übel auf, daß er im Zorn zu seiner Leibwache die Worte: matta esto kan sprach, worauf der Viceadmiral und seine Begleiter am Ufer nie-

dergemetzelt wurden. Nun würde der Portugiese, der Franzose, jeder Andere vielleicht, der sich an der Spitze einer solchen Ausrüstung, wie die holländische war, gesehn hätte, in der ersten Entrüstung über die Verrätherei des Königs sich dem Gefühl der Ehre und Rache hingegeben haben, ohne Erwägung wie viele Schiffsladungen Zimmt dadurch für die Zukunft verloren gehen würden, allein die holländische Mannschaft setzte diesen letzten Punct keineswegs außer Augen, sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Stelle des todten Viceadmirals mit einem lebendigen zu ersetzen, der, als wäre nichts von Erheblichkeit vorgefallen, umgehend die zerrissenen freundschaftlichen Verhältnisse wieder anspann und durch dies unbefangene Benehmen sich beim König so sehr in Gunst setzte, daß ein vortheilhaftes Handelsbündniß abgeschlossen wurde und Georg Spilberg mit einer vollen Ladung von Zimmt im Jahr 1604 nach Vliessingen zurückkehrte.

Kaum kann ich bei dieser Geschichte aus dem ersten Zeitraum der holländischen Niederlassungen in Ostindien mich einer Menge bitterer Vergleiche enthalten, welche ihre Aufführung in der Folgezeit darbietet, ja, die aus diesem Jahrhundert und seit dem Wiederabtritt der niederländisch-asiatischen Colonien von Seiten Englands an Holland mir vor Augen schweben. Man schlage nur das Februar-

heft vom Jahr 1818 auf und lese einen Vorfall, der nach dem umständlichen Bericht englischer Zeitschriften, wie des Asiat. und Colon. Journal im Jahr 1816 sich auf Java ereignete, nachdem kurz zuvor eine Proclamation der Regierung den Einwohnern der Insel die schöne moralische Versicherung gegeben hatte, daß die Grundsätze, welche sie leiteten, gerecht, liberal und milde seien*). Kann, wird er ausrufen,

*) Die Sache ist im kurzen die: im Jahr 1816 machte sich ein zahlreicher Haufe Javaneser, welcher sich über die Bedrückungen eines holländischen Beamten zu beklagen hatte, nach landüblicher Sitte auf den Weg, um einer entfernten höheren Behörde ihre Klagepunkte vorzulegen und um Abstellung der Mißbräuche zu bitten. Sie vergriffen sich unterweges an keines Menschen Eigenthum und führten sich tadellos auf, wurden aber dennoch als Empörer angesehn, auf ihre Weigerung, sich ruhig zu zerstreuen, angegriffen, besiegt und in ein Caffeevorrathshaus zu Indramayo eingesperrt, das nach der Versicherung eines englischen Reisenden, gleich der berüchtigten schwarzen Höhle zu Calcutta, für die eingesperrte Menschenmenge viel zu eng war. Die Gefangenen suchten sich Luft zu machen, durch die Latten des Dachs und die Lehmmauer zu entkommen, wurden aber bei diesem Bestreben von den wachthabenden Soldaten in Ge-

kann das im neunzehnten Jahrhundert geschehn, welche Verbrechen und Greuel müssen dann das achtzehnte und siebzehnte Jahrhundert brandmarken.

Doch beende ich dies Capitel mit einer erfreulicheren Erinnerung aus den Zeiten des holländischen Ruhms; sage ich einige Worte von den kühnen Seefahrern dieser Nation, die als Entdecker auftraten. Diese würdigen Männer hatten keine persönlichen Vortheile im Auge, als sie sich den Gefahren unbekannter Meere Preis gaben, sie folgten nur einer unwiderstehlichen Neigung, sich in der weiten Welt umzusehn und ihre Namen durch neue Entdeckungen von Inseln und Seewegen im Vaterlande bekannt zu machen. Undank war der Lohn der Meisten unter ihnen, die ostindische Compagnie spielte ihnen zu Batavia die schlechtesten Streiche, nahm sie gefangen, beraubte

---

genwart und auf Befehl der Officiere wie Sperlinge niedergeschossen und nach Beendigung dieser Blutscene, die 300 Gefangenen das Leben kostete, nach Sambong eingeschifft, auf welcher Fahrt der zweite Act des Trauerspiels vorfiel und noch viele in die andere Welt befördert wurden, so daß zuletzt von 594 wehrlosen Gefangenen nur 113 am Orte ihrer Bestimmung eintrafen. — Lebt ein Gott im Himmel! —

sie ihrer Güter, bemächtigte sich ihrer Tagebücher, Instrumente und Charten und ließ ihnen oft nichts, als das Leben, ihren Ruhm, einen Winkel in einem Packschiff, worin sie nach Europa zurückkehrten und eine Klage an die Statthalter und Generalstaaten, auf die man nicht achtete. Ein sehr lebendiges Interesse erregen ihre Reiseberichte, Quartanten, Folianten mit Kupfern, werth, daß man allein ihrethalb sich die leichte Mühe gibt, die holländische Sprache zu erlernen, die seemännisch-holländische Naivität ihrer Darstellungen ist unübertrefflich. Ueberhaupt die ganze niederländische Literatur kann mir gestohlen werden, außer Hooft's Geschichte des Abfalls der Niederlande, Vondels Gedichten und diesen Seemannstagebüchern, der einzigen würdigen Producte, welche die holländische Feder dem holländischen Malerpinsel entgegenzusetzen hat.

Anfangs versuchten die Holländer einen Seeweg nach Indien in nördlicher und östlicher Richtung, weil die gewöhnliche Fahrt von spanischen und portugiesischen Schiffen durchkreuzt und also unsicher und gefährlich gemacht wurde. Jacob Heemskerk war der letzte, der das schauerliche Nordeis zu durchdringen strebte. Er segelte im Jahr 1596 mit zwei Schiffen aus, gab der Insel Spitzbergen ihren Namen, fror, nachdem das eine Schiff

im Sturm gegen die russische Küste getrieben war, bei Nova Semla im Eise fest, wo er mit sechszehn Matrosen in der schrecklichsten Kälte eine dreimonatliche Nacht zubrachte, aus Treibholz sich Hütten aufzimmerte und sich des Todes durch Eisbären, Frost und Hunger männlich erwehrte. Das Schiff war noch im Brachmond zugefroren, sie setzten sich daher auf Kähne und landeten unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten an der Küste von Lappland. Hier fand er zu Kola das andere Schiff und kam 1597 nach Amsterdam glücklich zurück. Dies war, wie angeführt, das letzte Unternehmen dieser Art; denn nun entschlossen sich die Holländer, keine neue vergebliche Versuche mehr nach Norden und Osten anzustellen, sondern in befahrenen Meeren ihren geschwornen Feinden Trotz zu bieten. So ward im Jahr 1613 die Insel Ascension durch Willem Schauten und Jacques le Maire entdeckt, die Straße le Maire, das Kap Horn, die Inseln Barneveld im Jahr 1616 durch le Maire, auf einer Reise um die Welt, auf welcher er starb. Schon Olivier van Noort hatte zwischen 1595 und 1601 muthvoll die Welt umsegelt, er brachte von vier Schiffen nur ein einziges nach Holland zurück. Ein Theil von Neu-Holland erhielt im Jahr 1632 durch einen Seefahrer van Lieven den Namen

seines Entdeckers. Jacques l'Hermite und Jan van Skapenham machten ihre dritte Reise um die Welt in den Jahren 1683—1686; in Kallao de Lima verbrannten und versenkten sie dreißig spanische Schiffe. Van Diemens Land ward 1642 durch Abel Tazman aufgefunden, die Insel Barbadoes im Jahr 1680 durch Sharp, zu allen welchen Inselentdeckungen auch noch die durch Holländer neu entdeckten Seewege hinzuzurechnen sind.

Java und die Javanesen.

Um das Unglück der Javanesen und ihren Schmerz in seiner ganzen Tiefe zu begreifen, muß man wissen, daß sie Nachkömmlinge eines alten gebildeten Volkes sind, das einst diese paradiesische Insel bewohnte und verschiedene mächtige Königreiche bildete. Sie sind im Besitz einer Art von Literatur, haben dramatische Spiele, geschichtliche Werke, Lieder des Kriegs und der Liebe, große Erinnerungen von Königen und Helden, steinerne Denkmäler, Ruinen, die durch ihren Kunststyl, ihre kolossale Anlage noch gegenwärtig den einsamen Forscher in Erstaunen setzen, das Herz der Eingeborenen mit wehmüthiger Trauer erfüllen. — Die heutigen Javanesen selbst sind ihrem Körperbau nach schlank und stark, regsam, sinnlich-poetisch von Geist, künstlich und zierlich in allerlei Handarbeiten, wie ich denn im Königlichen Museum im Haag unter andern die allerkünstlichsten Dolche und

Waffen bewundert habe, die nur wenige Stahlarbeiter und Waffenschmiede in Paris und London nachzuahmen im Stande sein möchten. Ihre Krieger sind gewandt, in Unternehmungen kühn und unermüdlich, voll unauslöschlichem Haß gegen die Unterdrücker ihres Volkes. Es ragen von Zeit zu Zeit Talente unter ihnen hervor, die sich Jahre lang gegen die holländischen Bajonette im Kampf erhalten, Haufen sammeln, die Gebirge flüchtig durchstreifen, siegen und geschlagen werden, überall und nirgends sind, dort immer am ehesten, wo man sie am wenigsten erwartet. Sie verspritzen ihr Blut für die Freiheit mit demselben Jubel, mit demselben Liebesleichtsinn wie — die Polen in Europa, auch mit demselben Erfolg. Alle ihre Unternehmungen hatten bisher ein tragisches Ende, und das nicht allein, weil sie der europäischen Taktik in offener Schlacht nicht gewachsen waren, sondern hauptsächlich, weil die Holländer unter ihren eigenen Fürsten den Samen der Verrätherei ausstreuten. Der letzte Aufstand ist erst seit kurzer Zeit gedämpft, einer der furchtbarsten, welche die Holländer zu bestehen hatten; er erfüllte die Regierung mit Schrecken und Besorgnissen. Auf die Dauer, so versicherte mir ein holländischer Arzt, der sehr lange auf der Insel gelebt hatte, müsse die Besitzung für Holland verloren gehn,

es bedürfe dazu nur noch zwei oder drei Stöße von der Natur des letzten. Wer wünscht nicht, daß dieses prophetische Wort recht bald in Erfüllung gehe, oder, wenn die Vorsehung es anders beschlossen und die ausgestorbene geschichtliche Lebenskraft dieser Insulaner und ganz Asiens nur durch europäischen Bildungssamen neu geschwängert werden kann, wer möchte nicht den Engländern oder Franzosen hundertmal lieber als den Holländern die Oberherrschaft über Java und die andern asiatischen Inseln wünschen. Scheinen doch namentlich die Engländer von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein, um durch Uebernahme des Geschäftes großartiger Colonisationen die einst in grauester Vorzeit von Asiens Hochgebirgen, als ihrer Urwiege, ausgegangene, von dort in Europa eingedrungene, durch das Christenthum und die Völkerfreiheit eigenthümlich umgestaltete Bildung, nach einem vieltausendjährigen Kreislaufe über Länder und Meere nach Asien zurückzuführen. Wenigstens ist dies der große Gedanke, der mir oft das Herz erwärmt, der mir aber, sobald ich an die Stelle der Engländer mir die Holländer denke, sogleich als die bitterste Satyre erscheint. Der Britte — ich liebe ihn nicht — er ist stolz und ich liebe die Stolzen nicht — aber er trägt den Strahl der Humanität an seiner stolzen Stirn.

Einen guten Anfang hatten die Engländer schon gemacht, wovon das schöne Werk des Sir Raffles, ehemaligen englischen Gouverneurs von Batavia, ein erfreuliches und ehrenvolles Zeugniß ablegt. Es handelt von Java, dem Lande, den Einwohnern, ihrer Geschichte, Literatur, Sitte und Lebensart und von den Einrichtungen, welche die englische Regierung zur Verbesserung ihres sittlichen und bürgerlichen Zustandes in der kurzen Zeit getroffen, zwei Bände in Quart, das ausführlichste Werk, das uns über Java aufklärt. Unter dem Vorsitz dieses verdienstvollen Mannes bildete sich außerdem eine Gesellschaft der Wissenschaften, deren Eifer man die reichste Ausbeute für die geologische, botanische, geschichtliche und statistische Kunde des Landes verdankt, Forschungen, die sich nicht allein auf Java beschränkten, sondern die sämmtlichen östlichen Inseln umfaßten und selbst bis nach Japan sich erstreckten. Auf Kosten und Veranlassung der Gesellschaft ward eine Reise durchs Innere von Java unternommen, welche über den Zustand desselben sehr schätzbare Aufklärungen gab. Nachstehende Resultate, die hauptsächlich die alten Denkmäler auf der Insel betreffen, in sofern diese selbst noch in ihrer Zerstörung die sprechendsten Beweise liefern von ehemaliger Macht und Pracht großer javanischer Reiche, theile ich nach dem am

11. December 1815 gehaltenen Vortrag des Präsidenten willfährig meinen Lesern mit, ihre Theilnahme dafür stillschweigend voraussetzend.

Die Insel Java, sagt der Präsident, ist sechshundert englische Meilen lang und fünfundneunzig Meilen breit. Die geologische Natur der Insel scheint ausschließlich vulcanischen Ursprungs zu sein, ohne einige Mischung mit den Urfelsen des Festlandes. Java weicht von der Richtung Sumatra's und der Halbinsel Malacca östlich und westlich ab. Dieser Richtung folgen auch die größeren naheliegenden Inseln Bali, Sumbawa, Endi und Timor, so wie auch einige kleinere Inseln. Diese Richtung sowohl als auch die geologische Beschaffenheit aller genannten Inseln zeigt deutlich das Dasein eines ausgedehnten vulcanischen, mit dem Aequator beinahe parallel laufenden Schlundes in diesem Theil des Erdballs. Daher ist auch der Umstand erklärlich, daß, während Sumatra viele Metalle enthält, Java von denselben entblößt ist, dagegen Sumatra viele ausgedehnte völlig unfruchtbare Landstriche aufweist, während Java mit wenigen Ausnahmen einen durchgehends im höchsten Grade fruchtbaren, alle Gattungen des Pflanzenreichs in größter Ueppigkeit hervorbringenden Boden hat.

Bei dem ausgedehnten Thermometerstande

der Insel hat der Naturforscher wenigstens sechs verschiedene Flora's zu beobachten, welche in eben so viel verschiedenen durch die größere und geringere Erhöhung des Bodens über die Meeresfläche hervorgebrachten Climaten einheimisch sind.

Die größten Berge auf der Insel sind sieben bis achthundert Fuß über der Meeresfläche erhaben. Auf der höchsten Spitze des Berges Sindoro stand im Mai 1813 das Fahrenheitische Thermometer auf 36°, während der Nacht wechselte es zwischen 36 und 44°.

Wenn Java den Naturforschern eine so ausgedehnte und wunderbare Mannigfaltigkeit von Gegenständen darbietet, so findet der Alterthümler, der Philolog nicht mindere und selbst größere Seltenheiten in der Beschauung der glänzenden Ueberbleibsel alter Tempel und Städte, in Erforschung der Landessprache und Literatur und im Studium der Sitten und Gebräuche der Eingebornen.

Die ausgezeichnetsten jener Denkmäler finden sich zu Prambanam, Boro-Bodo und Singa-Sari. Der Ursprung dieser weitläufigen Ruinen ist im tiefsten Alterthum zu suchen und ohne Zweifel bezeichnen sie den Sitz der Könige, die in frühester Zeit über Java geboten. Ein gelehrter Forscher, der diese Ruinen kürzlich bereisete, drückt sich so darüber aus:

Nichts gleicht dem traurigen Gefühl, das beim Anblick dieser Verwüstungsscenen sich dem Forscher aufdringt, wenn er über den Ursprung dieser einst bewunderten, jetzt verödeten Hallen nachdenkt. Hier zeigten sich in großer Vollkommenheit schöne Künste, deren Spur auf Java verschwunden ist; hier sieht man die Sinnbilder einer Religion, die in unsern Tagen kaum noch dem Namen nach dem Volk bekannt ist; hier erblickt man die unverkennbaren Spuren grenzenloser Thätigkeit, außerordentlicher Geschicklichkeit und Geduld; hier erkennt man in den noch lesbaren Inschriften den edlen Geist eines schönen Wetteifers und des Schutzes, der vormals den Künsten und Wissenschaften verliehen ward; hier sieht man den unerschöpflichen Reichthum an Hülfsquellen, welche Java in jenen Zeiträumen besaß. Nie sah ich solche erstaunungswürdige vollendete Beweise menschlicher Arbeiten und des verfeinerten Geschmacks der frühesten Zeit auf einen so mäßigen Raum zusammengedrängt.

Nächst den Ruinen von Prambanam sind die von Bodo die merkwürdigsten. Sie liegen im Bezirk von Boro. Der mit einer Kuppel verzierte Tempel von Bodo liegt am obern Theil eines schmalen Hügels und bildet ein regelmäßiges Viereck mit sieben Terrassen. An jeder Seite des Vierecks führt eine breite Treppe zu dem Ein-

gange. In abgesonderten Nischen oder vielmehr Tempeln, welche in den Mauern der Terrassen angebracht sind, befinden sich mehr als dreihundert Bildsäulen von Heiligen in sitzender Stellung, jede über drei Fuß hoch. Aehnliche Bildsäulen zieren die Kuppel des Tempels und an den äußern und innern Mauern sind Gruppen, welche geschichtliche Bilder und gottesdienstliche Festhandlungen vorstellen, in vortrefflicher halberhabener Arbeit angebracht. Sowohl die Gestalten, als die Trachten sind sichtbar indisch, und man ist zweifelhaft, ob man die Größe und Erhabenheit des ganzen Baues, oder die Schönheit, den Reichthum und die Sorgfalt der Bildhauerarbeiten am meisten bewundern soll. Die Aehnlichkeit der Namen und Gestalten, mit denen des Gottes Budha hat zu der Vermuthung geführt, diese Tempel wären ausschließlich seinem Dienst gewidmet gewesen; allein zur Widerlegung dessen mag dienen, daß in benachbarten kleinen Tempeln noch eine Menge Bildhauerarbeiten und Bildsäulen sich befinden, welche offenbar dem Dienst des Brama angehören. Vielleicht gab es auch eine Zeit, wo beide Gottheiten zugleich verehrt wurden.

Auch zu Singa Sari im Bezirk von Pasaruan gibt es merkwürdige Ruinen, welche trefflich gearbeitete Bildsäulen des Brama und ande-

rer Gottheiten enthalten. Nicht minder sehenswerth ist in einem andern Bezirk eine kolossale Statue eines auf den Knien liegenden Mannes, zwölf Fuß lang und zwischen den Schultern neun und einen halben Fuß breit, mit verhältnißmäßigen Anständen der übrigen Körpertheile von einander. Diese Bildsäule scheint von einer benachbarten Terrasse herunter gestürzt zu sein, obwohl es schwer zu begreifen, wie sie ohne mechanische Hülfsmittel, deren Kenntniß man für jene Zeit, woraus die Bildsäule stammt, kaum voraussetzen kann, auf die Höhe der Terrasse gebracht werden konnte. Eine zweite Figur vom nämlichen Umfang, hat man neuerlich in der Nähe der ersteren aufgefunden. Ohne Zweifel wird man, nach Aushauung des nahen dichten Waldes, Spuren des Tempels finden, zu welchem diese beiden Bildsäulen anscheinend den Zugang bildeten. Unweit Singa Sari, wo vor Alters der Sitz des Reiches sich befand, und im Bezirk von Malang sind ebenfals sehenswürdige Ruinen von Tempeln ähnlicher Bauart und Verzierung.

Alle diese Gebäude, welche in mäßiger Entfernung von einander liegen, bezeichnen einen Zeitpunct hoher Kunstbildung, und bestätigen die einzelnen Thatsachen der Landesgeschichte, welche in

mehrern inländischen historischen und dramatischen Werken enthalten sind.

Zu den javanischen Alterthümern gehört in mythologischer Rücksicht der Berg Hunung Praha auf der Nordseite der Insel, welchen die Einwohner als den Sitz des Gottes Arjuno und der Halbgötter und Heroen verehren, die sich einst im heiligen Kriege hervorthaten. Hier sieht man noch die Ruinen eines Palastes, von dem die Sage berichtet, er habe einst goldene Bildsäulen enthalten.

Große Aufmerksamkeit verdienen auch die mannigfaltigen Inschriften, welche man in mehrern Theilen der Insel findet und die bereits durch Facsimile's vervielfältigt sind. Die Schriftzüge sind zum Theil unverkennbar indisch, mehrere der anziehendsten sind durch die Gesellschaft entziffert.

In der Nachbarschaft des ehemaligen Königreichs Jong'golo, unfern dem jetzigen Surabaja, hat man mehrere große Steine von der Gestalt unserer Grabsteine aufgefunden, welche mit Inschriften der Kawisprache und altjavanischer Schriftzüge bedeckt sind. Sie enthalten Gebete und Anrufungen der Gottheit. Auch Kupferplatten und Handschriften, neuerlich zu Scheribon gefunden, sind der Gesellschaft übergeben. Die Kupferplatten enthalten Jahres- und Tagesangaben und sind

äußerst wichtig für javanische Sprache und Wissenschaft. Blos dadurch, daß man eine möglichst große Anzahl von Angaben der Art mit den Ueberbleibseln der Kunst, Sprache und Einrichtungen zusammenstellt und mit den zuverlässigsten Nachrichten über andere östliche Länder vergleicht, darf man hoffen, zu befriedigenden Resultaten zu gelangen.

Der holländische Apis.

Herodot erzählt uns in seiner Geschichte Aegyptens, die Ochsen dieses Landes hätten einen gewissen Ochsen aus ihrer Mitte als lebenslänglichen Repräsentanten ihres löblichen Naturstandes nach Memphis abgesandt. Dieser Ochse, wie man weiß, nannte sich Apis, wohnte, dem Osiris geweiht, in einem prächtigen Hause, ward vom Volk angebetet und von den Pharaonen mit mehr Achtung behandelt, wie die Repräsentanten des Irixes vom Fürsten Ypsilon in der Hauptstadt Zed.

Man wird es vielleicht für ein Mährchen halten, wenn man hört, daß Holland noch in unsern Tagen eine ähnliche Abgötterei treibt. Aber nichts ist thatsächlicher. Ich erzähle, wie Herodot, als Augenzeuge; ich war in dem Hause, oder vielmehr in dem Tempel, worin der holländische Stier verehrt wird, ich sah den Stier, ich sah, wie die Holländer ihm Opfer und Weihrauch darbrachten.

Wer es nicht glaubt, befindet sich im selben Fall, wie ich, als ich zuerst das Mährlein hörte. Der gute Freund, der sie mir brachte, faßte mich statt aller Antwort am Arm und führte mich an Ort und Stelle. Wer im Haag sich aufgehalten hat, kennt das sogenannte Prinz-Moritz-Haus, in der Nähe des alten Schlosses, als ein sehr großes und schönes Haus, nach hinten an der Pfeiffer gelegen, nach vorn durch einen erhöhten Hofraum von der Gasse getrennt. In diesem Hause befindet sich der Stier, dem die Holländer fast göttliche Ehren erweisen. Mein Begleiter zog die Klingel, die Thür öffnete sich, und der Pförtner machte keine Schwierigkeiten uns einzulassen, da mein Freund für Einlaßkarten gesorgt hatte. Eine breite Treppe führte uns nach oben, stark genug, um unter einem Ochsen nicht zu beben, geschweige zu brechen. In der Mitte derselben war eine Thür angebracht, die beim Aufmachen hell klingelte. Oben auf dem Vorsaal angekommen, näherten wir uns einer Thür, die grasgrün ausgeschlagen und hinlänglich hoch und breit war, um einem derben Ochsen Durchlaß zu geben. Es war in der That die Thür, die nach dem Heiligthum führte, ein Wächter in grasgrünem Rock und kuhmistgelben Beinkleidern stand Schildwache davor. Er wehrte uns nicht geradezu ab, aber er äußerte, es stände

in unserm Belieben, ob wir uns in die Nebensäle erst vorläufig einführen wollten. Mein Freund lächelte und flüsterte mir zu, Freund Apis nimmt vielleicht in diesem Augenblick einen natürlichen Proceß vor, der keinen Erdengott in seiner Glorie zeigt; wir thun daher besser, dem Wink des guten Mannes zu folgen und den Tempeldienern eine Verlegenheit zu sparen. Darnach durchwanderten wir eine Reihe in einander laufender heller Säle, deren Wände von unten bis oben durch Meisterwerke des Pinsels verziert waren. Eine große Zahl der Gemälde hatte Bezug auf das Land- und Hirtenleben und offenbarer oder versteckter auf die Zeugungskräfte der Natur als deren Sinnbild bereits das uralte Aegypten und Indien den Stier der Schöpfung verehrte. Viele darunter gehörten weltberühmten niederländischen Meistern an, und ich vergaß sehr bald über ihrer Betrachtung die Ursache, die mich hergelockt hatte und dachte nicht mehr an den abentheuerlichen Stier. Von wem, rief ich, ist dies Sonnenlicht, diese Landschaft, die nicht mit gemeinen Oelfarben, sondern mit Sonnenstrahlen aufgetragen zu sein scheint? Welch ein silberner Tag scheint auf die Leinewand. Wie idyllisch ist das Ganze ausgeführt. Da sehe ich einen jungen Stier, der seinen heißen Kopf an einem Baumstamme streicht, er wird

die Borke abreiben. Im kühlen Schatten liegen zwei Lämmer, ein lammfrommes Hirtenmädchen steht daneben, sie hält eine Spindel in der Hand und neckt sich mit dem Hündchen, das sie anbellt. Von wem ist die Malerei? Von Karl du Jardin, sagte mein Begleiter, hier ist sein Lehrer, Nicolaus Berghem. — O der liebe Nicolaus! Was hat er da gemalt, einen Esel, eine Kuh, eine Ziege, ein Schaf, einen Mann, eine Frau mit ihrem Kinde, alltägliche Gegenstände, aber wie poetisch Alles verknüpft. Die Scene liegt hoch, ein kleiner Raum am Bergesabhang faßt alle diese Figuren in Lebensgröße in sich. Rechts eine Ulme von Weinranken umflochten, wir sind in Italien. Im Schatten der Ulme liegt eine Kuh, die äußerst gemüthlich wiederkäut. Vor der Kuh sitzt eine junge Frau, nackt bis unter die Brüste, sie hat im Schooß einen fetten Jungen, der nicht süßer schlafen kann. Warum streckt sie ihren Arm abwehrend nach dem närrischen Ziegenbocke aus? Der Bock will spielen, er weiß nicht, daß der Junge schläft. Das liegt, spielt, schläft, kaut, ist unthätig. Der Mann hingegen ist thätig, er schreitet, der Kübel ist schwer, er hält ihn mit beiden Armen vor dem Leibe. Es ist ein roher nackter Kerl, von der Sonne gebräunt, von der Arbeit gehärtet, aber immer ein Mann für eine Frau,

und noch dazu ein Familienvater. Eigentlich wundert mich das, er hat spitze Ohren, gehört offenbar zu dem Geschlecht der Faune und Waldbrüder, welche sonst keinen Sinn für die Ehe und ihre Pflichten haben, überall und nirgends sind und nur in der Fahrt genießen wollen. Wir sehn vielleicht einen gesetzten Faun, der des Umherstreichens müde geworden ist, und sich als Philister gefällt. Er gibt seinen Brüdern ein gutes Beispiel, er macht, wie er da schreitet und für Weib und Kinder sorgt, den ersten Schritt zur bürgerlichen Cultur. Neben ihm sieht ein Esel gedankenvoll ins Gras, man wird ihm nicht lange Zeit zum Philosophiren gönnen, bald wird er mit Körben von Käse und Butter in jenes Thal traben, wohinunter das Schäfchen sieht. Im tiefen Hintergrunde des Thales steht die Villa eines vornehmen Herrn. Der Weg dahin ist ziemlich weit, noch weiter ist der Weg vom rohen Hirtenleben zu den Arbeiten und Genüssen einer verfeinerten Gesellschaft. Will er das sagen? ich glaube ja, sein poetischer Geist führt gewöhnlich etwas im Schilde, was nicht Jedermann mit Augen sieht. Kann man anmuthiger gruppiren und seine Gedanken mit wärmerem Pinsel ausführen, wie Berghem?

„Unmöglich!" sagte mein Freund. „Aber sehen Sie nur, wie viel schon die Uhr ist." —

„Wie, zwei Stunden verflossen? Lassen Sie uns gehn. Der grüne Mann öffnete die grüne Thür, und vor uns stand, wie er leibte und lebte, der Repräsentant des holländischen Rindviehs, wohlgekämmt und gesäubert, wie es einem Halbgott ziemt. Ein junges Thier mit kurzem, idealem Kopf, kurzen Beinen, breiter Brust, faltig dickem Hals, auf Brust und Nacken anwachsenden Kraftbüscheln. Alles an ihm bezeichnete Wachsthum, künftige Stärke und insbesondere glichen seine Schenkel einer Goldbarre, welche Tausende der schönsten Goldstücke noch ungeprägt in sich faßt. Nun konnte ich die Verehrung begreifen, welche der Holländer dem Stier erweist, und gleich sollte ich mit Augen etwas sehn, was meinen Respect noch erhöhte. Eine junge Friesin trat herein, und — Natur, wie einfältig ist dein Mechanismus — den Stier sehen und unwillkührlich in die Knie schießen, war derselbe Augenblick. Das Weib fühlt ihre Schwäche und zittert beim Anblick männlicher Uebergewalt, ob sie ihm auf zwei oder vier Beinen entgegentritt. Darauf kam ein dicker Holländer herein, so recht feist und behaglich, man hätte ihm von dem flauen Gesicht das Fett abstreichen können. Er lehnte sich mit dem Doppelkinn auf seinen goldenen Stockknopf, spreizte die Beine, und betrachtete, den holländischen Normalhut auf dem

Kopf, seinen Landsmann vom Schwanz bis zu den Hörnern mit den Augen eines Kenners und Liebhabers; dann betastete er neugierig dessen rothbraunes, weißbeflecktes Fell, was der Apis so gutmüthig war, sich gefallen zu lassen. Allein ein Priester des heiligen Lukas, dem Tempel und Stier geweiht sind, verwies ihm diese Profanation aufs nachdrücklichste. Allmählig füllte sich dann der Saal mit Männern und Frauen jedes Standes, die um den jungen Stier-Athleten ehrerbietig einen Kreis schlossen und nach einer langen stummen Pause, erst einzeln, dann Mehrere, dann vereint in eine Art Hymne ausbrachen, worin ihre Bewunderung sich Luft machte. Darauf hielt ein kleiner Lukas-Priester eine lange feurige Rede, welche für diesmal des Apis Schwanzbüschel zum Text hatte; der Mann sprach sehr gut, wie alle öffentlichen Redner, die sich in Holland hören lassen, es mag nun auf dem Markt oder in der Kirche sein, eine Bemerkung, die ich gelegentlich ausführen werde, wenn ichs nicht vergesse. Gegen das Ende des Vortrags nahm der Redner plötzlich eine Wendung, welche die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf einige Zeit vom Büschel des Stiers abwandte und gegen einen Mann kehrte, der sich außerhalb des Kreises befand, und so gleichgiltig und seelenruhig aussah, wie der Stier selbst, der

während der ganzen Zeit gegähnt hatte. Blasses Gesicht, blaue Augen, lange, rothe, gescheitelte Haare, nackter Hals und über den schwarzen Wams geschlagener Hemdkragen, machten ihn überdies vor allen andern Menschen im Saal kenntlich. Auf diesen Mann nun zeigte der kleine Redner mit der Hand und rief, de Potter, großer Meister, nur deiner unsterblichen Hand gelingt ein Schwanzbüschel, wie dieser, nur dein schöpferischer Pinsel konnte einen Stier, wie diesen, schaffen, einen Stier, auf den Holland stolz sein wird, so lange auch nur ein verwitterter Fetzen von ihm übrig bleibt.

Het huis in Busch.

Das Haus im Busch ist ein oranisches Lustschloß im Haager Gehölz, es hat zwei einstockige Flügel und ein breitgetrepptes Mittelgebäude, dessen Kuppel einen Schatz bedeckt, welcher diese einfache, aber reizende Sommerwohnung kostbarer macht, als hundert Marmorpaläste und glänzende Prachtgebäude.

Bei meinem ersten Besuch führte mich die Frau des Castellans nebst ihrer Tochter in den eleganten Zimmern umher. Da mußte ich denn hören, welcher Gouverneur von Batavia die Tapeten des japanischen Zimmers dem höchstseligen Statthalter zum Geschenk gemacht, in welchem Zimmer „unser geliebter König, Se. Majestät Wilhelm I., dem Gott langes Leben schenken möge u. s. w.," das Licht dieser Welt erblickt — wenn ich nicht irre, war es dasselbe Zimmer, das späterhin dem Rathspensionarius Schimmelpennink und darauf dem König

Ludwig zum Schlafgemach diente, als sie nach einander auf kurze Zeit dieses Haus bezogen. „Schimmelpennink," sagte sie, „war ein großmächtiger Herr und seine Frau eine prächtige Frau, und seine Lakaien hatten rothe Röcke an mit goldnen Borden und Quasten, und wenn er in seiner Glaskutsche nach dem Haag fuhr, so kam die ganze Stadt auf die Beine. Aber der arme König Louis," fügte sie hinzu, „sah sehr zärtlich aus, er war lahm an der einen Seite und hatte immer Leibschmerzen." Jawohl, der arme, arme König Louis, dachte ich. Also in diesem Zimmer hatte ihm zuerst geträumt, daß er König von Holland wäre; wie bald ist er in seinem großen Palast von Amsterdam aus diesem Traum erwacht. Was dieser Mann in der kurzen Zeit für Holland gethan und beabsichtigt, hatte ich gerade in jener Zeit aus seiner eigenen Denkschrift erfahren, worin er die Geschichte seines kurzen Königthums erzählt und die Beweisstücke seiner Verwaltung vollständig beiliefert, so daß ich die klarste Einsicht von jener Zeit gewann, die sich auf jedem Blatt, möchte ich sagen, mit der Rührung über sein häusliches und öffentliches Schicksal vermischte. Was mich aber am meisten rührte, war die Hoffnung, der er sich einige Zeit lang nach dem Sturze seines Bruders hingab, durch die freie Stimme dankbarer Hollän-

der zum zweiten Mal auf einen Thron zurückbe, rufen zu werden, welchen er das erste Mal zwangsweise bestiegen hatte. Armer König Louis. Glaubtest du denn, daß selbst ein Bernadotte Schwedenkönig geworden, nach dem Fall des großen Mannes, den er undankbar als Feind behandelte. Auch Joachim von Neapel schwebte im selben Wahn, und ward vom Volk zerrissen und gesteinigt, wie du — ich wünsche nicht, daß diese Worte dir zu Ohren kommen — wie du zerrissen und gesteinigt worden wärest, hättest du gegen den Jantje von Amsterdam die Pflichten seiner Dankbarkeit geltend machen wollen. König Louis, hättest du ein Herz gehabt von Stein und Bronze, wie dein Bruder Napoleon, es wäre vielleicht dir und deinem Bruder besser ergangen. Und sprich, wem hast du am Ende genützt, als du deinen Holländern erlaubtest, trotz der Continentalsperre und den Drohungen deines Bruders, Schleichhandel mit englischen Waaren zu treiben, als die Küsten von Holland jede Nacht von Kähnen wimmelten und bewaffnete Schleichhändler mit englischen Ballen über die Dünen jagten? Antwort, du hast einige reiche Mijnheers noch reicher gemacht und indem du dein Land zu einem Canal der englischen Waaren hergabst, vermittels dessen sie durch ganz Europa heimlich sich verbreiteten, hast du dem System deines Bruders den

Boden eingeschlagen, das ohne deine Hand vielleicht, ja mehr als vielleicht, die Krämerinsel gestürzt und den dicken Mylord in seinem eigenen Fett erstickt hätte.

Doch genug vom armen König Louis. Sein Bild ist aus allen Herzen und von allen Wänden verschwunden, und am wenigsten wird man es suchen in einem Lustschloß der oranischen Familie, in einem Hause, welches die Kunst gleichsam zu einem Tempel umgeschaffen hat, worin ein Glied dieser Familie seine Apotheose feiert. Die gute Frau riß ein Paar Flügelthüren auf und überraschte mich mit dem Anblick eines hohen, runden, von der Kuppel herab erleuchteten Saales, angefüllt mit tausend Gestalten in Lebensgröße. Eine edle deutsche Frau, Amalie von Solms-Braunfels, wollte durch diesen Saal ihre Trauer um den Tod ihres Gatten verewigen, es war Friedrich Heinrich, der Bruder des Prinzen Moritz und der zweite Sohn Wilhelms, der Statthalter und Generalcapitain von Holland. Sie versammelte neun berühmte Maler ihrer Zeit und diese haben durch den Wetteifer, womit sie sich in die Hände arbeiteten und ihre besten Kräfte beisetzten, Alles, wie es scheint, übertroffen, was man an andern Orten von ihnen sieht. An der Spitze standen drei Schüler von Rubens Jordaans von Antwerpen,

van Tülden aus Herzogenbusch und Zoutmann von Haarlem, außer diesen Gerhard Hondhorst von Leyden, Jan Lievensze von Utrecht, Cäsar von Everdingen von Alkmaar, Peter de Grebber, Salomon de Bray und Cornelius Brizé von Haarlem. Das älteste der Gemälde ist vom Jahr 1648, das jüngste von 1652. Das Werk ward also begonnen ein Jahr nach dem Tode Friedrich Heinrichs, welcher den Frieden von Münster, das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens, nicht mehr erlebte, und dadurch den Triumph einbüßte, welchen die Anerkennung der sieben Provinzen von Seiten Spaniens und der übrigen europäischen Mächte nicht unverdienterweise auf sein Haupt zurückgestrahlt hätte. Seine Wittwe und die Kunst haben ihn dafür entschädigt. Ueber der Pforte stehen Minerva und Hercules und scheinen sie mit Gewalt öffnen zu wollen, damit der Friede, der in schimmernder Wolke niederfährt, in sein Heiligthum eintreten könne, eine Anspielung, wie man sieht, auf den westphälischen Frieden. Nun erblickt man rings umher den gefeierten Helden in jedem Alter und den mannigfaltigsten Zuständen seines Lebens, seine Geburt, seine Siege, sein Familienleben, sein Ende. Cäsar von Everdingen hat seine Geburt dargestellt. Vater Wilhelm sitzt auf einem mit Goldstoff geschmückten Sessel, hinter seinem Rücken

lauert der Tod — Friedrich Heinrich war nur fünf Monate alt, als sein Vater meuchlings erschossen wurde. Götter und Genien umgeben und schützen die Wiege des Knaben. Auf einer andern Tafel sieht man ihn in alterthümlicher Tracht an der Hand der schönen und geistreichen Amalie, daneben eine schlafende Venus, gemalt von Hondhorst. An häuslichen Bezügen ist überall kein Mangel. So sieht man seinen Bruder Moritz, seine Töchter, die Aeltere an der Hand ihres Gatten, Friedrich Wilhelms, Kurfürsten von Brandenburg, besonders häufig seinen Sohn Wilhelm II., wie dessen Gemahlin Maria von England, Beide mit ihren Habichtsnasen, ihren blassen feinen Gesichtern sich so ähnlich, wie ein Lilienblatt dem andern; derselbe frühgestorbene Wilhelm, der mit einem Reitergeschwader Amsterdam überrumpeln wollte, dem aber die Bürgermeister und Schöppen die Thore vor der Nase zuwarfen, über welchen Vorfall ich ein artiges Gedicht in holländischer Sprache gelesen. Auch sieht man seinen Schwiegervater, Karl I. von England, denn der blasse Reiter auf dem Schimmel stellt ohne Zweifel den unglücklichen Karl vor; er ist gemalt von van Tulden. Die allegorischen Figuren, von denen der Saal wimmelt, beziehen sich auf Feste, Hochzeiten, Siege, Belagerungen, und auf die Künste des Friedens,

die unter Friedrich Heinrich in ihrer höchsten Blüthe standen, ohne daß man deswegen behaupten könnte, dieser oder irgend ein anderer nassauischer Fürst habe, nach Art der Medizeer in Florenz, dazu sehr förderlich beigetragen, nimmt man, wie billig, unsere Amalie von Solms-Braunfels von der Reihe aus. Jan Lievensze hat fünf Musen geliefert, **le beau reste** ist, in seiner Manier, von Cäsar von Everdingen. Der Maler aber, dessen Pinsel die drei Cyklopen entwischt sind, konnte mit Rubens wetteifern. Sie stehen vor dem Ambos und schmieden die Rüstung des Helden. Färbung, Licht, Schatten, Ausdruck der arbeitenden Muskeln, der ganze Wurf, wie er gedacht und ausgeführt ist, sind rubenisch. Alexander von Rußland wollte, ich weiß nicht wie viel tausend Gulden dafür geben, obgleich er auf Schmiedearbeit sich wohl nicht so gut verstand, wie sein Vorfahr Peter der Große, der für die Kopeken, die er im Schweiße seines Angesichts einmal erschmiedet hatte, sich ein Paar neue Stiefeln kaufte.

Den Culminationspunkt aller dieser Wandtafeln bildet die große Wand, mit welcher die Gemälde zur linken in Verbindung stehen. Diese machen den Beginn, oder eigentlich die Schleppe des Triumphzuges, welcher auf jener dargestellt wird. Zu äußerst sieht man Personen und Gegenstände,

welche sich auf die Eroberung von Brasilien beziehn. Diese bilden bekanntlich eine kurze, aber glänzende Episode unter den Eroberungen der Holländer, interessant von der Seite, daß die Holländer hier auf dem abentheuerlichen Boden Brasiliens, klein an Zahl, angeführt durch Johann Moritz von Nassau, im spanisch-ritterlichen Charakter auftreten und mehr als Soldaten, wie als Krämer sich schlagen. Der Versuch war kühn, hatte anfangs den unglaublichsten Erfolg, und scheiterte eben so plötzlich an der aufgeschreckten Macht der Portugiesen. Van Grebber und van Tülden haben sich diesen Gegenstand gewählt, man findet auf ihren Tafeln besonders viel schöne Frauen und Mädchen mit Blumen und Früchten aus jener Zone. Dann kommen besiegte Spanier in den Niederlanden, eine spanische Fahne weht in der Hand eines Holländers, eine gefangene halbnackte Spanierin, junge Mutter von fünf Kindern, wird von rohen Soldaten auf den Triumphweg unbarmherzig vorwärts gestoßen, gut gemalt, aber schlecht gewählt, weil diese Scene an die liederlichen Kriegsbanden erinnert, durch deren schmutzige bezahlte Hände die Freiheit der sieben Provinzen unter Wilhelm, Moritz und Friedrich Heinrich erkämpft wurde.

Nun stellt man sich tiefer in den Saal zurück und wirft sein Auge über die riesige Malerei,

welche die große Wand bedeckt. Man stelle sich ein kleines Gemälde vor, das seine fünf und zwanzig bis dreißig Fuß Höhe und eben so viel Fuß Breite hat, gefüllt mit Engeln, Menschen, Thieren, Blumen, Früchten, glänzend von Farbe und Licht, kräftig in Schatten gesetzt, lebenswarm und mit markigtem Pinsel ausgemalt und Alles, was von Natur und Allegorie, Wirklichem und Wunderbarem darauf sich findet, in Harmonie gebracht mit dem Triumphator, der auf goldnem Siegeswagen sitzt und sich von vier prächtigen Schimmeln einherziehen läßt, dies Alles, sage ich, stelle man sich vor, wie man's kann, und man wird empfinden, welche Bedeutung ein solches Stück für die Kunst haben mag. Zur linken Hand des Wagens gehen zwei Doggen, zur rechten zwei goldgelbe Löwen, hinter dem Rade steigt Wilhelm II. auf ein prunkvoll gesatteltes Pferd, andere Reiter machen sein Gefolge aus, unter dem Gedränge kommen mehrere Köpfe aus dem Volk zum Vorschein, darunter Meister Jordaans eigenes kräftiges Gesicht, das unter der blauen Sammetmütze heiter und wohlgefällig in sein eigenes Werk hineinsieht. Er kann wohl lachen, so ein Werk gelang nicht Jedem, und ihm selbst nicht immer, er hat im Großen eine Kraft hinter seinen Pinsel gesetzt, bei der er sich seiner Genialität bewußt werden mußte

und die nöthig war, ein solches Stück zu halten, dann hat er wieder Blumen und Früchte so frisch, zart und faserfein gemalt, als hätte er sein Leben nichts Anderes gethan, als den Pinsel von Segers, Hugsem und Mignon zu führen. Ich glaube, er hat sich zu allerletzt gemalt, wie er da oben steht und seinen Arm um eine Säule schlingt, um ein so zufriedenes Künstlergesicht zu haben. In den Wolken schwebt der Friede, oder vielmehr die Friedin, denn sie ist eine sehr schöne junge Frau, zwei kindliche Genien halten ein flatterndes Blatt, worauf ich, Meister Jordaans zu Gefallen, folgende Inschrift las: ultimus ante omnes de parta pace triumphans.

Zu dieser mächtigen Wandtafel gehört ein Plafond, worauf man den Triumphator, entfernt von allem Gewühl, mit sich und dem Himmel allein in seiner letzten Stunde sieht. Er sitzt, der Tod ist auf seinem Angesicht, aber drei himmlische Wesen: Glaube, Liebe, Hoffnung, stehn ihm zur Seite, und unterstützen ihn, ein Genius in den Wolken faßt seine letzten zum Himmel gerichteten Blicke auf, er scheint seinen Geist nach sich zu ziehen, und die trauernde Wittwe, deren Bild gegenüber im Saal, kann die tröstlichen Worte aus dem Buch des Lebens lesen: hac ivit. Eine christliche Apotheose.

Holländische Geldsorten.

Für Fremde und Reisende ist es nicht unwichtig, genau zu erfahren, wie es mit dem Gelde in einem Lande steht. Zu deren Besten bemerke ich daher Folgendes:

In Holland laufen dreierlei Arten von Münzen, goldene, silberne und kupferne. Zu bemerken, daß erstens die goldenen nicht so häufig sind, wie die kupfernen, und zweitens, daß man in Holland die kupfernen nicht silberne nennt, — — — — — — —

Ein neuer holländischer Guillaumed'or hat zehn Gulden und eben so viel Beine und Füße.

Ein alter holländischer Ducat hat die Eigenschaft, in kurzer Zeit sich unsichtbar zu machen.

Ein holländischer Gulden ist ein Stück Geld, das aus der Hand ist, ehe man sich's versieht.

β.

Ein geborner Holländer kann ihn besser festhalten.

Ein Dubbeltje ist ein glattes leichtes Silberblech, das aus der Tasche fliegt, wenn man nießt oder sich ausschnupft.

Ein Stüver oder ein Stuivertje und ein Pietje sind kleine Münzen, die man noch am seltensten ausgibt. Die Ursache scheint zu sein, weil man sie am seltensten einnimmt.

Die holländische Kupfermünze heißt Zent oder Zentje, hundert auf einen Gulden, fünf auf einen Stüver, zehn auf ein Dubbeltje. Weil sie übel riechen und die Taschen besudeln, ist ein menschenfreundlicher Reisender nirgends wohlthätiger, als in Holland. Selten wird er harthörig sein, wenn ein Bube oder Mädchen hinter ihm herruft, en Centje mijn Heertje, mijn Heertje en Centje, en Centje mijn Heertje.

β I.

Obige Bemerkungen über die holländischen Geldsorten können insbesondere solchen Reisenden sich nützlich machen, welche sich entweder in die vielen schönen Kunstsachen vergaffen, die in Amsterdam, Rotterdam und dem Haag käuflich sind,

oder die mit Gewalt sich amusiren wollen, was man in Holland durchaus nicht kann.

β II.

Noch zu bemerken, daß der Dubbeltje unter allen Geldsorten in Holland die größte Rolle spielt, weil ein Glas Genever, wenigstens in allen gentilen Kaffeehäusern, wo man des Morgens nichts Anderes trinkt als Genever mit und ohne Zucker, einen Dubbeltje kostet; wogegen ich allerdings aus dem Munde meines Barbiers gehört, daß die tausend Schenken oder Tappereijen, die es im Haag gibt (notorisch gibt es mehr) und die allwöchentlich durch ein Halbdutzend beladener Treckschuiten von Schiedam mit Fässern versorgt werden, das Glas Genever für sieben Zentjes an den gemeinen Mann schenken. Mein Barbier muß es am besten wissen, er ist selbst einer von den tausend Tappern im Haag.

Amsterdammer und Haager Gemäldesammlung.

Als Heineken im Jahr 1768 die Stadt Amsterdam besuchte, fand er auf dem Stadthause eine Zahl von 120 Gemälden, unter welchen er den großen Schützenaufzug von Rembrand und die Malereien von van Helst, Franz Hals, Jakob Jordaans, Govert Flink, Ferdinand Bol und Jan van Bronkhorst als sehr betrachtungswürdig auszeichnet. (Siehe Heinekens Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, 2. Theil). Die genannten Maler machen noch jetzt den Kern des Amsterdammer Museums aus, welches den Namen „Museum des Königreichs der Niederlande" führt, während das Museum im Haag „königliches Museum" heißt. Im ersteren Namen liegt, wie mir scheint, ein Mißgriff, der Name „Amsterdammer Museum" möchte passender sein, nicht

allein, weil dasselbe Gemälde aus der ehemaligen Südhälfte des Königreichs der Niederlande befaßt und es daher unstatthaft scheint, den Namen so weit auszudehnen, sondern auch weil das Museum, so viel ich weiß, Eigenthum der Stadt ist; weil es die Maler am vollständigsten enthält, welche zu Amsterdam blühten, und weil es seinen Ursprung jenen wackern Malern verdankt, welche die Mahlzeiten, Feste und Aufzüge der Amsterdammer Schützengilde darstellten. Die Gemälde befinden sich gegenwärtig nicht mehr auf dem Stadthause, sondern sind im obern Stockwerk eines großen öffentlichen Gebäudes in verschiedenen Zimmern und einem langen Saal aufgestellt, weniger hell und elegant wie die Gemälde des Haager Museums. Die Anzahl der Gemälde beläuft sich nach dem gedruckten Katalog von 1830 auf 415 Stück, darunter 371 von namhaften meist holländischen Meistern, an deren Spitze Rembrand, Gerhard Dau, Jan Steen und van der Helst mit weltberühmten Meisterwerken stehn. Aus der flamländischen Schule findet man vier Teniers, sechs van Dyk, drei Sammet-Breughel, eben so viel Rubens und zwölf sehr schöne und feine Gemälde von dessen Lehrmeister Otto Venius, auf welchen die Thaten des Claudius Civilis vorgestellt sind; diese hingen vormals im Saal des alten Schlosses im Haag, in welchen

die fremden Gesandten bei ihrer Aufnahme eingeführt wurden.

Ueber das Haager oder vielmehr königliche Museum entlehne ich die Notizen aus der Vorrede der: **principaux tableaux du Musée royal à la Haye gravés au trait avec leur description. A la Haye** 1820, mit spätern Supplementen; ein Werk, worüber ich nachher einige Worte sagen werde.

Der Prinz von Oranien, Wilhelm V., Vater des jetzigen Königs, wird betrachtet als der Stifter dieser Gallerie. Indessen besaß schon Wilhelm III., König von England, eine Gemäldesammlung auf seinem Schlosse von Loo, in der Nähe von Utrecht. Er soll beträchtliche Einkäufe für dieselbe auf einer Versteigerung in Amsterdam gemacht haben, auf welcher er mehrerer Stücke von van Dyk, Rubens und italienischen Malern habhaft wurde. Mehrere Gemälde, welche gegenwärtig die Gallerie im Haag zieren, stammen aus dem Schlosse von Loo, unter andern die junge Hausfrau von Gerhard Dau. — Wilhelm V. ließ die Gemälde aus seinen verschiedenen Lustschlössern sammeln und bildete aus ihnen eine Gallerie im Haag, welche durch Einkäufe sich vergrößerte. Nach der Ankunft der Franzosen und der Flucht des Statthalters nach England im Jahr 1795 ward die Gallerie nach Paris entführt und machte dort während

zwanzig Jahren den Hauptzierrath der holländischen Schule aus.

Nach der Schlacht von Waterloo forderte man die Sammlung zurück, es wurden Leute nach Paris gesandt, um diese Angelegenheit zu besorgen, worauf die meisten Gemälde wieder in Holland ankamen. Der König kaufte in der Folge das ehemalige Haus des Prinzen Moritz von Nassau, Gouverneurs von Brasilien, in welchem gegenwärtig die Gallerie das obere Stockwerk, das Curiositätencabinet das untere einnimmt. Die Sammlung ward durch den König bedeutend vermehrt, hauptsächlich mit verschiedenen Stücken der italienischen Schule und den neuesten Erzeugnissen niederländischer Künstler. Für den Eintritt bedarf man eines Zettels, den man sich des Morgens früh im Gebäude selbst holen muß — beiläufig eine nutzlose Umständlichkeit, welche die Directoren des Amsterdammer Museums wohlverständig nicht nachgeahmt haben. Vielleicht läßt es sich eben diesem Umstande zuschreiben, daß man auf dem königlichen Museum nur selten Leute aus dem Volk, und vom Lande sieht, dagegen die bunten Volksgruppen, die im Amsterdammer Museum die Werke ihres Landes beschauen, einen sehr erfreulichen und im Uebrigen durchaus nicht störenden Anblick gewähren.

Nach der notice de tableaux du Musée royal à la Haye (ohne Jahrzahl mit zwei Supplementen) beläuft sich die Zahl der Gemälde auf 364, darunter siebzehn von unbekannten Malern. Aus der flamländischen Schule sieht man vier Rubens, fünf van Dyk, zwei Teniers, einen Höllen-Breughel und Rottenhamer, zwei Sammet-Breughel, einen dito und Rubens, einen Philipp de Champagne. Von neuesten belgischen Malern, größtentheils, wie die neuesten holländischen, unbekannte Namen, finden sich sehr Viele, als Bast zu Gent, Asche, Brice, Eels, Coene, Delvaux, Diez zu Brüssel, Ducorron und Geens zu Gent, die Blumenmalerin Evrard zu Ath, die Malerin Kindt zu Brüssel, de Jonghe zu Courtrai, Kremer zu Antwerpen, Lebroussart zu Brüssel, Navez ebendaselbst, Nicollie zu Antwerpen, Noter zu Gent, Odevaere zu Brüssel, Paelinkzu Brüssel, Payen, Piqué, Roy, Spruyt, die Malerin Thys, Verboekhofen, ebendaselbst, Speiart und Vlieger zu Gent, von Stappen, geboren zu Antwerpen und gegenwärtig in Rom, Verlinden, de Bree und Wappers zu Antwerpen; worunter Paelink, welcher die Toilette der Psyche gemalt, und Kremer, welcher die Malerei, die Poesie und die Musik in der Familie von Roemer Fischer vereint hat, meinem Geschmacke nach die Krone

verdienen. Das Verzeichniß der gegenwärtigen holländischen Maler, deren Arbeiten in der Gallerie hängen, ist kürzer, Hary im Haag, Blumenmaler Brand zu Amsterdam, Hoon im Haag. Kobel zu Rotterdam. Kruseman im Haag, geboren 1797, Kruzeman zu Haarlem, Nikolai, geboren zu Leuwarden, Jan van Os, Blumen- und Wildmaler, geboren im Haag 1782, jetzt in Frankreich, wo er Landschaften malt. Pieneman, geboren 1779, gegenwärtig Professor der königl. Akademie zu Amsterdam. Pitloo, geb. zu Arnheim, gegenwärtig zu Neapel. Portman, Wildmaler zu Amsterdam. Abels Ryk, Esman, Ravenswav zu Hilversum, Landschaft- und Thiermaler. Schelfhout im Haag, geboren 1787, Landschaftmaler. Teerling von Dortrecht, zu Rom, Landschaftmaler, geb. 1777. Westenberg zu Amsterdam, Landschaftmaler, geboren 1791.

Es gibt, wie mich bedünken will, keinen unter allen diesen Malern, welchem die Natur „einen Brief an die Nachwelt" in die Wiege gelegt hätte. Unterdessen macht sich doch manches schöne Stück durch den verjüngten Eifer, womit hier die Kunst gepflegt und getrieben wird, bemerklich. Unter den Kirchen-, Landschaft-, Thier- und Blumenmalern, findet sich hier und da ein Talent, das an die ältern Vorgänger in dieser Gattung

lebhaft genug erinnert. Der Historienmaler Kruseman arbeitet gegenwärtig an einem großen Gemälde, welches die kleine Schlacht bei Hasselt vorstellen soll. Er bringt seine Figuren dem Leben sehr nahe.

Ein junger Künstler, welcher dem Genie der alten Maler noch am nächsten kam, Paul Josef Noël, ist 1823 zu Amsterdam gestorben. Es hängt von ihm ein Stück in der Haager Gallerie, welches die Zuschauer sehr anzieht und lange festhält durch Jan Steenschen Humor und Jan Steensche Natürlichkeit in der Darstellung einer lustigen Marktscene, wo zwei Betrunkene sich balgen, der Eine wirft den Andern mit dem Gesicht in einen Korb voll Eier u. s. w. Noël hätte die holländische Schule wieder in Ruf gebracht.

Eine Auswahl vorzüglicher Gemälde des Cabinets, mit ihren Umrissen und charakteristischen Zügen in Kupfer gestochen, enthält das oben angeführte Werk. Die Arbeit ist von mehrern Kupferstechern theils gut, theils mittelmäßig, theils schlecht ausgeführt, doch sieht man noch immer des Guten mehr als des Schlechten, zu welchem Letzteren besonders ein Herr Bemme das seinige beigetragen hat. Die Herausgeber haben auch Landschaften aufgenommen. Eine Landschaft in Umrissen ist ein gar zu trauriger Rest für die Phantasie. — Der letzte

und beste Stich ist die Sektion von Rembrand, wo man den Professor Tulp sieht, der in Gegenwart seiner bärtigen Schüler einen ausgestreckten Leichnam secirt, ein ekelhaft abstoßendes, aber wundervoll kräftig ausgeführtes Gemälde, das früher auf der Anatomie zu Amsterdam hing.

Außerdem hat man Steindrücke nach der Gallerie angefangen; ich sah nur einige auf der Platte, und weiß nicht, wie der Abdruck ausgefallen. Nach dem zu urtheilen, was ich sonst in dieser Art hier zu Lande gesehn, läßt sich davon wenig erwarten. Man ist noch sehr hinter den Leistungen deutscher, französischer und englischer Steindrucker zurück. Auch der Kupferstich ist mittelmäßig. Die goldene Zeit ist vorüber, wo ein Lukas von Leyden, ein Abraham Bloemaert, ein Rembrand, Jan Lievensze, Berghem, du Jardin, Hollar, Svanefeld, Bolswaert, Karl Fischer, Jan Lütma, Houbraken und viele Andre, den alten herrlichen Golzius nicht zu gedenken, der von Geburt ein Deutscher war, den Ruf ihres Vaterlandes auch durch Aetznadel und Grabstichel ausbreiteten.

Gegenstände der heutigen Malerei.

Man darf nur den Katalog einer holländischen Kunstausstellung flüchtig durchlaufen, um zu sehen, daß die Gegenstände, welche die jetzigen Maler zu bearbeiten lieben, noch dieselben sind, worin die alten Maler sich gefielen, Gegenstände aus dem gemeinen Leben, Landschaften, Thierstücke, Stadt- und Dorfansichten zu verschiedenen Zeiten des Tages und Jahres u. s. w. Ideale und geschichtliche Stücke sieht man nur selten; häufiger jedoch bei den belgischen Künstlern. Unter hundert Gemälden haben achtzig solche und ähnliche Vorwürfe, wie ich sie im Nachstehenden, aus dem Katalog der Kunstausstellung im Haag von 1830 zur heitern Uebersicht mittheile.

Eine Stadtansicht zu Leyden. — Ansicht der haarlemmer Pforte zu Amsterdam.

Eine Ansicht aus Overyssel.

Eine Landschaft mit Vieh — mit Scheuten — mit Figuren und Pferden — mit stehendem und liegendem Vieh.

Ein Wintergesicht — eine beschneite Geldersche Landschaft.

Ein Binnenplatz — ein Binnenhaus — ein Baurenbinnenplatz.

Ein Jüngling, der auf der Viole spielt.

Ein Kaufmann mit Bildern.

Ein alter Mann, der ein junges Mädchen liebkost.

Ein Frauchen bei einer Pumpe.

Eine baumreiche Landschaft.

Ein Junge mit einem Affen und Hunde.

Ein Pferdestall.

Ein Fruchtstück — ein Blumen- und Fruchtstück.

Todtes Wild.

* Ein Schäfer mit einem Stier, liegenden Ochsen und Schafen.

Ein rothbunter Ochse.

Ein Waisenmädchen im magnetischen Schlaf.

Ein Fischmarkt.

Ein Baurenviehstall.

Ein chinesisches Zelt (erinnert an den Verkehr mit China, und die chinesischen Gemälde, welche man im Raritätencabinet sieht, nach der neuen Manier gemalt, das heißt, einigermaßen perspectivisch).

Eine Familie zu Wagen.

Eine junge Grünhökerin sitzend auf einem Hundewagen.

Ein Verschlag mit einem arbeitenden Altflicker.

Ein Kaufmann, der bei Abendlicht auf seinem Comptoir schreibt, während der Hausknecht auf seine Befehle zu warten scheint.

Liebeserklärung eines Dorfmusicanten.

Ein blinder Spielmann und ein Sänger in Bauerngesellschaft.

Zurückkunft eines Glücksspielers zu seiner Familie u. s. w. u. s. w.

Jan Steen.

Der Maler Jan Steen ist noch immer eine lebendige Person, so lange er auch todt ist. Er wandert mit seinem ewig lachenden Gesicht über den Markt, besucht die Wirthshäuser und kommt selbst in die Kinderstuben, wo alle Kinder ihren Jan Steen persönlich kennen und wissen, was für ein Vogel er gewesen. So sah ich in einer kleinen Gasse im Haag unter andern Bilderbogen für Kinder, welche vor dem Fenster einer Hökerfrau hingen, auch einen Bilderbogen mit Jan Steens lustigem Lebenslauf, wie man dergleichen in Niedersachsen von Till Eulenspiegel, dem Rübezahl der Lüneburger Haide, verkauft. Wirklich spielt auch Jan Steen einigermaßen die Rolle des Eulenspiegels für das holländische Volk, das sonst keine ustige Person besitzt. Man hat den Eulenspiegel nach Holland verpflanzen wollen, allein er ist in schlechte Hände gefallen und machte daher kein

Stück. Er ist auch für die reinlicheren Holländer zu schmutzig. Nachdem ich Arnold Haubrakens Schilderbuch gelesen, bekanntlich eine Fortsetzung des Schilderbuchs von Karl van Mander, bin ich an die Quelle der saubern Geschichten gestoßen, die von Jan Steen in Umlauf sind. Ich bin kein Maler und weiß nicht, mit welchem Grad von Lockerheit das ausübende Künstlertalent verträglich ist. Was ich aber von Adrian Brauer lese, der selten nüchtern war, und der nach einem landstreicherischen Leben im Spital von Antwerpen verkam, macht mich glauben, daß ein Holländer ziemlich weit gehen darf. Mir scheint nun namentlich weder die Menge noch die Art der Jan Steenschen Stücke unverträglich zu sein mit dem Lebenswandel, welchen Jan Steen bei Haubraken führt. Die Menge nicht, denn man weiß, daß er malte, um zu leben; die Art nicht, denn man weiß, daß einerseits sehr viele Stücke von ihm nur leicht und locker, obwohl meisterhaft gemalt sind, andrerseits fast alle Stücke humoristischer, ja kreuzfideler Natur sind. Bäcker malte er lieber als Schütter, Quacksalber lieber als Bürgermeister, sein eignes Hausleben lieber als vornehme Gesellschaften. Man sieht es auch seinem Gesicht auf den ersten Blick an, selbst wenn er sich im ehrbaren Putz und Staat vorstellt, wie er auf dem Amsterdammer Museum hängt, daß

er ein derber, fröhlicher Gast war und in seinem Leben manchen Schluck über den Durst getrunken haben mag. Geschichtliche Bilder, vornehme Personen, Helden, Könige, Heilige u. s. w. waren nicht sein Pferd. Wurde etwas dergleichen bei ihm bestellt, oder überkam ihn einmal selber ein Gelüste darnach, so brachte er lächerliche Parodien zur Welt. Lächeln und lachen muß man, was er auch beginnt. So hängt in der Kopenhagener Gallerie, einer der schönsten und reichsten in der Welt, Davids Triumph, unterzeichnet Jan Steen 1671. Außen vor der Pforte sieht man einen Altar aufgerichtet, mit einer Inschrift in holländischen Reimsprüchen. Auf dem Altar brennt ein Candelaber, rund herum stehen spielende und singende Personen, darunter seine zweite Frau oder Geliebte, Marietje Herkulens und er selbst mit einer Brille und einem Fuchsschwanz im Nacken. Am Fuße des Altars liegt Goliaths Haupt, über welchem ein kleines Mädchen, vermuthlich sein eigenes, die Trommel schlägt. Sauls Tochter, in weißen Atlas gekleidet, reicht ihre Hand dem kleinen lorbeergekrönten David, der Goliaths Riesenschwert mit allen Kräften nach sich schleppt u. s. w. Kurz, ich glaube, man kann annehmen, daß seine etwas eulenspiegelische Natur ihm eben so gut durch den Pelz geschlagen ist,

wie sie ihm durch die Leinewand schlug, und ich mache mir daher kein Gewissen daraus, einen der besagten Holzschnitte aus dem Schilderbuch — gleichsam mit dem Stock in der Hand — vor dem deutschen Publikum zu erläutern. Der Bogen, der vor mir liegt, kostet mich fünf Zentjes uncolorirt, der Schnitt ist artig, unter jedem Bilde steht ein Reimspruch. Folgender findet sich unter dem ersten:

Hier erft Jan Steen een Brouwerij
Hij trouwt zijn Lief, zijn beide blij.

Jan Steen sitzt in zärtlicher Stellung mit seinem Liebchen auf der Bank vor der Hausthür, drüben sieht man ein Gebäude mit der Ueberschrift Brouwerij. Das Mädchen stellt offenbar Grietje van Goyen vor, seine erste Frau, die Tochter eines Malers im Haag, bei dem Jan Steen in die Lehre ging. Der Vater sah sich genöthigt, sie so schnell als möglich seinem Lehrlinge in die Ehe zu geben, und da dieser sich noch nicht getraute, sie mit dem Pinsel zu ernähren, warf er sich in ein Braugeschäft zu Delft, dazumal das Merseburg von Holland.

Hier wint Jan Steen als man de kost
Is ijvrig in zijn Brouwers post.

Alles geht wohl, Bierfässer liegen am Boden, ein Knecht rührt den großen Braukessel und ein

andrer pumpt, und Jan Steen selbst eilt geschäftig nach der Thür, wovor ein Bierwagen hält.

Hier jaagt Jan Steen het door de keel
Denkt schier niet meer aan zijn Juweel.

Unter dem Juwel verstehe die Kunst. Er taumelt aus einem Weinhaus, der Wirth oder ein guter Freund begleiten ihn, die Wirthin sieht ihm nach, es ist spät in der Nacht, die Gassenlaterne brennt an der Ecke.

Hier raakt Jan Steen weer in de gunst
Begeeft sich ijvrig aan de kunst.

Jan Steen steht vor dem Schilderesel, Pinsel und Palette in der Hand, er ist fetter geworden und sieht sehr behaglich aus.

Hier maakt Jan Steen zijn levens rol
Zijn brein schijnt hier van schilderen vol.

Er kommt in die Thür seiner Wohnstube und hält hoch in der Hand einen Beutel voll Geld, seine Frau sitzt lustig im Großvaterstuhl, seine Rangen werfen sich zu Boden, der Hund schlappt aus dem Kessel, die Katze läuft mit der Wurst davon, und als Krone der ganzen saubern Wirthschaft sitzt ein langschwänziger Affe auf dem Schrank und schneidet possierliche Gesichter; ähnliche Züge hat Jan Steen öfters in den Gemälden angebracht, in welchen er sein Hausleben schilderte.

Hier raakt de kunst weer in de nijp
Jan Steen de drinkt en rookt sijn pijp.

Die Mütze auf einem Ohr sitzt er im Wirthshaus, ihm gegenüber ein Zechbruder, der aufmerksam zuhört, was er sagt.

Hier zegt sijn vrouw met veel geschrei
Maakt dat de Brouwrij levend zij.

Hände und Beine übereinandergeschlagen, wie einer, der sich gegen eine Strafpredigt verhärtet, sitzt er am Fenster, seine Frau hält schluchzend die Schürze vors Gesicht und beklagt sich, daß die Brauerei todt ist.

Jan Steen vindt hier ferstond een list
Koopt Eendjn dat zijn vrouw niet wist.

Er kauft einen Korb lebendiger Enten von einer Höferfrau auf dem Markt.

En laat se in de Brouwerij
Rondvliegen, ze is niet doot zegt hij.

Man sieht hier, wie er die Enten in seiner Brauerei herumjagt, und dadurch gegen seine lachende Frau den Beweis führt, daß die Brauerei nicht todt ist. —

Nun verändert sich die Scene, statt in Delft sieht man ihn von jetzt an in Leiden, wo er geboren ward, die längste Zeit lebte und starb. Reisen außer Holland hat er nie gemacht.

Hier is Jan Steen een Kastelijn
En schilder echter grof en fijn.

Er ist Wirth und bedient einen Gast, Teller und Glas in der einen, Palette und Pinsel in der andern Hand. Nach dem Tode seines Vaters erbte er nämlich dessen Haus, und soll darin eine Herberge oder vielmehr eine Schenke eingerichtet haben. Er legte Wein und Bier auf, hing einen Kranz aus über der Thür und bewirthete seine guten Freunde, die ihn aber nicht bezahlten. Als seine vornehmsten Gäste nennt das Schilderbuch Franz Mieris, Ari de Vois, Jan Livensze und einige andere Zierden der holländischen Malerschule, denn es gab damals in Leiden und ganz Holland eben so viel und mehr berühmte Maler, wie gegenwärtig gemeine Thürpinsler sich finden möchten. Diese Kunden besuchten ihn sowohl bei Tag als bei Nacht; er schloß niemals seine Hausthür zum Zeichen seines ruhigen Gemüths. Wenn die Tonnen und Flaschen geleert waren, so holte er seinen Kranz wieder ein und setzte sich eifrig ans Malen. Hatte er ein paar Stücke fertig, so beorderte er seinen ältesten Sohn Kees damit zum Weinhändler und Brauer, die ihm dann aufs neue Wein und Bier in den Keller lieferten, worauf er den Kranz wieder aushing, bis kein Tropfen Naß in allen Pinten mehr übrig war. Der

Maler Jan Lievensze, erzählt Karl van Mander, donnerte einmal in später Nacht an das Kastell von Jan Steen, und da die Thür nach alter Gewohnheit nur auf der Klinke stand, schritt er ohne Weiteres ins Haus. Wer da? rief Jan Steen, der durch den Lärm aus dem Schlaf gefahren war und Jan Lievensze, der wieder zu viel genippt und gekippt hatte, antwortete mit faselnder Stimme, ich bin's Bruderlieb, ich will Dich setzen auf ein paar leckere Kücken, Dinger, sag ich Dir, so fett wie Braunschweiger Mumme und so zart wie ein Fasan. Sind sie gebraten oder gesotten? fragte Jan Steen, und Jan Lievensze versetzte, nein, König der Welt, sie sind roh, aber ich habe an verschiedenen Höfen die hohe Kochkunst studirt, und darum bitte ich Dich, steh auf und dann sollst Du sehen, was ich leisten kann. Der fromme Jan zündete die Lampe an und weckte seinen erstgebornen Sohn Kees, und befahl ihm, hurtig aufzustehn und Feuer anzumachen, Alles so schnell wie möglich. Kees war kein ungehorsamer Sohn, stand sogleich auf und machte Feuer an. Aber da gebrachen noch sehr viele Dinge am irdischen Glück der beiden Künstler, und unter den minder nöthigen die allernöthigsten, Wein und Tabak. Daher nahm Jan Steen all sein väterliches Ansehn zusammen und befahl dem Knaben Kees, ohne auf sein saures Gesicht und

seine Einwendungen zu achten, erstens so schnell als möglich nach dem Weinhändler Voskens hinzulaufen. Sag ihm, rief er, ob er mir nicht noch einmal und zum letztenmal zu Willen sein will mit ein paar Kannen Wein, er könne sich darauf verlassen, daß ich ihm mit dem Pinsel gehörig bezahlen werde. Hat er Dir Wein gegeben, so halte Dich nicht länger auf und jage nach Geertje van der Laan, und bitte ihn, mir noch diesmal den einzigen Gefallen zu thun und Dir für einen halben Stüver Blättertabak und ein paar kurze Pfeifen mitzugeben, und versichere ihm im Namen Deines Vaters, Jan Steen, ich würde ihm diesen besondern Freundschaftsdienst sehr hoch anschlagen, und bei allen vorkommenden Gelegenheiten könne er auf mich rechnen. Während nun der Knabe dieser beiden wichtigen Botschaften sich entledigte, war Jan Lievensze nicht faul, seine hohe Kochkunst zu bewahrheiten, er bestreute die beiden Küken mit Pfeffer und Salz, legte sie auf den Rost, welchen er vorher sorgfältig aus dem Torfmull hervorgegraben und gesäubert hatte, machte eine Sauce von Butter, Pfeffer, Senf und Essig, und dann ging das Paar, nachdem die Thierchen von außen ganz schwarz gebrannt und inwendig halb gar waren, seelenvergnügt zu Tische und ließ es sich so gut schmecken, daß der Abgesandte Kornelis bei seiner

Zurückkunft nur anderthalb Köpfchen und drei pechschwarze Pfötchen in der Schüssel fand. Er war aber mit der Hülle und Fülle von Wein und Tabak angelangt und die beiden Kannen und das Briefchen Tabak wurden nachträglich verzehrt unter einem Gespräch über die schöne Malerkunst, denn so locker und los er auch lebte, so fest saß er im Sattel seiner Kunst, und es war eine Lust, ihn zu hören, wenn er über die Eigenschaften derselben sich ausließ. So saßen sie die liebe Nacht und waren lustig und guter Dinge, und gegen Morgen gingen sie außen vor dem Kuhthor spatzieren, um die Verdauung zu befördern.

Hier schildert Jan zijn vrouwtje wonder
En maalt er schapekoppen onder.

Seine Frau steht fertig gemalt auf der Leinewand und er pinselt ihr noch, um das Bild zu vollenden, ein paar Schafsköpfe unter den Arm. Diese ist seine zweite Frau, Mariken Herkulens. Mit seinen Frauen weiß man nicht recht, woran man ist, es hat fast den Schein, als hätte er zwei auf einmal im Hause gehabt, wie er denn nicht selten sich selbst an der Seite zweier Frauen abgebildet hat. Wahrscheinlich hat er aber nach dem Tode seiner ersten Frau sich mit Mariken Herkulens verbunden, um seinen Hausstand und seine Kinder besser zu berathen. Diese, seine Frau

oder Geliebte, hatte, ehe sie zu ihm ins Haus zog, Schafsköpfe und ähnliche Leckereien verkauft, und auf diesen Umstand und folgende Anekdote bezieht sich der Holzschnitt. Der Ritter Karl de Moor traf einmal Mariken Herkulens bei einem Besuch in Jan Steens Hause allein an, und fand sie in übler Laune. Sie klagte dem Ritter, daß Jan Steen sie allerdings oft genug male, aber immer als ein gemeines Vorbild, bald als Kupplerin, bald als trunkenes, bald als unzüchtiges Weib, sie wolle aber abconterfeit sein als eine ehrbare Frau in ihrem rothen Sonntagswams, mit ihrem seidenen Schleier, ihren goldenen Bummeln in den Ohren und dergleichen. De Moor machte ihr das Vergnügen und malte sie so, wie sie's wünschte, worüber Marietje nicht wenig vergnügt war. Als Jan Steen zu Hause kam, zeigte sie ihm das Bild, und dieser rühmte es ungemein. Er fand es vollkommen ähnlich, bis auf eine Kleinigkeit, wie er sagte. Das könne er aber leicht nachholen, worauf er den Pinsel nahm und ihr mit lachendem Gesicht einen Korb mit Schafsköpfen unter den Arm malte. Nun werde es die ganze Nachbarschaft auf den ersten Blick erkennen. Uebrigens werden seine Kinder nicht übel zufrieden mit dieser Freierei ihres Vaters gewesen sein. Oft hing er ihnen einen ganzen Kessel voll Schafs-

köpfe und Lammspfoten über Feuer, und wenn sie gar gekocht waren, gab er sie ihnen zum Besten, und wenn sie dann jauchzten und schmausten, so sah er das Spiel mit fröhlichen Augen an und rief: Herr Gott, mit wie wenig ist doch die Natur zufrieden.

Jan Steen word ziek, legt't leven af,
Zijn kunstbroers dragen hem naar het graf.

Jan Steen wurde geboren 1636 und starb 1689.

Rembrand.

Rembrand steht seiner Kraft nach an der Spitze der holländischen Schule, wie Paul Rubens an der Spitze der flamländischen. Rubens ist gleichsam die helle Kraft, Rembrand die düstre Kraft des niederländischen Genius, oder, wie ich unter Genius den elektrischen Funken verstehe, welchen die Natur keinem Volk durchaus versagt zu haben scheint und der bei den Niederländern in den Pinsel gefahren ist — Rubens ist der ideelle Pol, Rembrand der reelle Pol dieses Funkens.

Beide sind echte Niederländer, breit basirt in ihrer Heimath, ohne gleisnerischen Prunk, ohne fremde Federn, ohne Coketterie mit südlichen Idealen, für welche denn auch der Norden eben so wenig Licht, Luft und Boden hat, wie für die goldenen Aepfel Hesperiens.

Allein Rubens schwebte ein niederländisches Ideal vor Augen, er liebte und suchte das Schöne, er heirathete nach einander zwei schöne Frauen —

besonders die Letzte, Helena Formaes, war ausnehmend schön, der Grundtypus der niederländischen Weiberschönheit, sie, die mit ihren langen goldgelben Haaren, blauen Augen, gebogenen Braunen, mit ihrer breiten hellen Stirn, ihrem lächelnden Munde, ihrer durchsichtigen delicaten Pfirsichhaut auf den rubensschen Stücken als Eva, Venus, Königin so fruchtbar schön, so liebens- und umarmungswürdig uns vor Augen tritt. Rubens liebte und studierte die Antike, liebte und studierte die italienischen Maler, liebte Italien, obwohl er durch alle goldene Berge sich nicht verführen ließ, der Aufforderung des Herzogs von Mantua zu folgen und seinen Wohnsitz in Italien aufzuschlagen. Rubens wohnte in Antwerpen groß und geschmackvoll, lebte mit dem Aufwand eines reichen Bürgers, verkehrte viel mit Fürsten und vornehmen Herrn, und spielte oft die Mittelsperson in den Angelegenheiten derselben, wie ihn sein Ruhm, sein Talent, sein beredtes, geistreich gebildetes Wesen am glänzendsten Hofe die willkommenste Aufnahme verschaffte.

Rembrand dagegen verhielt sich kalt und gleichgültig gegen das Schöne, er malte seine Weiber von der Faust weg, die Weiber, die ihm saßen, nahm er von der Gasse, die Erste die Beste, die Wohlfeilste die Liebste. Er studierte die Antike

nicht, er liebte sie nicht, er machte sogar den Eifer seiner Schüler und Freunde für dieselbe lächerlich. Italien und die italienischen Maler ließ er links liegen, er spürte nicht den geringsten Trieb nach den Reizen und Wundern dieses Landes zu einer Zeit, wo das italienische Sehnsuchtsfieber epidemisch unter den Künstlern herrschte. Er fühlte kein Bedürfniß, sich mit Gegenständen des Geschmacks zu umgeben, er wohnte klein und schlecht, lebte karg, zehrte wenig, knickerte mit Stüvern, während es Goldstücke auf ihn regnete. Seine Malerschule hielt er auf dem öden Boden eines Packhauses zu Amsterdam.

Dennoch hat die knickerigte grobe Faust des Holländers ein eben so magisches Talent entfaltet, wie die feine Hand des Flamländers.

Ich liebe ihn, den düstern Rembrand, ich liebe es, in seine schwarzen Gemälde zu sehn, die nur von wenig Lichtern geisterhaft erhellt werden. Ich wundere mich oft über seine schwarze Phantasie — er ist eines Müllers Sohn, seine Wiege stand im Mehlstaub, der Vater, der ihn in seine Arme nahm, herzte und küßte, trug eine weiße mehlbepuderte Jacke, die ersten Eindrücke seiner Kindheit waren weißer Natur, besprengt vielleicht mit etlichen grünen Grasflecken aus der arkadischen Gegend zwischen Kukerke und Leiderdorp, wo seiner

Eltern Mühle stand — ist er mit der Nacht in der Seele geboren, oder hat seine Mutter ihn in einer dunkeln Kammer zur Welt gebracht?

Rembrand war ein großer Maler — der Antike, den Italienern, den Idealen, den Grazien und der Schönheit selber zum Trotz.

Die todten Maler.

Eines Nachmittags wandelte ich allein in den leeren Sälen des Haager Museums umher. Die Arme übereinander geschlagen, betrachtete ich ein wundersam schönes Bildchen an der Wand, nur einen Fuß hoch, nur einen halben Fuß breit, aber tief, wie das grüne Waldesdunkel, worin der schöne Jäger saß, am Stamme einer alten Eiche — leichtes Röckchen, offene Brust, nackte Beine, dazwischen sein Gewehr, darunter sein Hund — ein Bild zum Küssen für Mädchen und selbst für Männer eine Freude. Auf, auf, zum fröhlichen Jagen, lullte ich vor mich hin. Der Morgen ist nicht weit, sang eine Geisterstimme hinter mir. Im Umdrehen erblickte ich einen leichenblassen Mann, der eben kein Anderer war, als der Jäger, den ich auf der Leinewand bewundert, nur anders

gekleidet. Statt des leichten Jagdrocks steckte er in einem Wams von weißer Seide mit faltigen Aermeln, über die nackten Beine hatte er stahlgraue faltige Hosen gezogen, die unterm Knie festgebunden und mit zwei zierlichen Schleifen versehen waren, auf dem Kopf trug er einen braunen Hut mit überhängenden weißen Federn, an der Hand Manschetten, unterm Hals gestickte Bäffchen, einen Degen an der Seite — ganz wie der vornehme und begüterte Stand im siebzehnten Jahrhundert sich zu tragen pflegte. — Wer sind Sie, mein Herr, fragte ich erschrocken. — Ari de Bois, der Maler dieses Bildes, antwortete die Gestalt und schien über meine Befangenheit zu lächeln. — Wer bist Du, rief ich. — Ari de Bois, wiederholte der Mann ganz ruhig. Laß Dich das nicht anfechten, setzte er hinzu; ich bin allerdings ein Geist, ein Gespenst, aber was thut das, wir müssen Alle mal Gespenster werden. Folge mir, wenn Du Lust hast; ich bringe Dich in gute Gesellschaft. Ich ging ihm nach, ohne es zu wissen und zu wollen. Im ersten Nebensaal wandelten mehrere Gestalten auf und ab. Das Weib sitzt nicht fest, murmelte ein wohlbeleibter schwarzeingehüllter Mann, indem er zugleich mit seinem schwarzen Federhut auf ein modernes Gemälde hindeutete, das erst kürzlich da aufgehängt worden war. Was willst Du damit

sagen, fragte ein kleines, blaß und kränklich aussehendes Männchen. — Was ich damit sagen will, Lukas, versetzte der Schwarze, und fuhr sich mit der Hand durch den Wulst krauser Haare; ich will sagen, das geleckte Geschöpf da steckt nicht wirklich in der Leinwand, sondern ist nur von außen angekleckst. — Mein Führer zupfte mich am Rock. Das ist Rembrand, sagte er; schreibe, Du hast Rembrand gesehn, und Lukas von Leiden, der kleine Blasse ist Lukas. Lukas ist schon ziemlich was länger todt, als wir Anderen, mit Ausnahme von Martin Heemskerk, der auf der Fensterbank sitzt, und seine dürren scholastischen Beine übereinander schlägt. — Da irren Sie sich, mein Werthester, sagte ich hastig, Martin Heemskerk ist viel später gestorben, als Lukas von Leiden. Als ich diese Worte herausgestoßen hatte, ward ich roth und blaß, und ich begriff nicht, woher ich den Muth dazu genommen. — Heemskerk! schrie Ari de Bois, wie steht es damit, bist Du früher gestorben als Lukas, oder ist Lukas früher gestorben, als Du. Heemskerk lachte und sagte, ich habe den kleinen Lukas mit zu Grabe getragen — er war nicht schwer. Du warst mit dabei, langer Pieter, oder Pieter Aartsen, wie Du Dich lieber nennen hörst. Es war anno domini als man schrieb funfzehn hundert drei und dreißig. Den funfzehnten September, lispelte

Lukas. Ich sehe, sagte Ari de Bois zu mir, Du bist in der Malergeschichte besser bewandert, als ich selbst. Ich bin früh aus der Zunft herausgekommen, ich heirathete ein junges reiches Weib, die sich verliebt hatte in meine nackten Beine. Du meinst, sagte ich, in Deine herrlichen Mannsbilder, Deine Fischer, Jäger, Spielleute, in welcher Art kleiner idealer Bilder Du in der That einzig bist. Wie Du willst, entgegnete Ari, meine Beine waren auch nicht von Stroh. Sieh nur den alten Bloemart, wie verliebt er seine Göttinnen im Olymp anäugelt, man sieht's dem alten Gecken an, daß er in Paris gewesen ist. — Sieh da, alle Historienmaler beisammen. Die beiden eleganten Ritter Karl de Moor und van der Werft becomplimentiren sich auf die anmuthigste und umständlichste Weise von olim. Wie sie ihre Oberleiber vornüber biegen, wie sie ihre Arme sinken lassen, wie sie sich drehn und schwenken, mit welch zierlichen Schritten sie gegen einander anwachsen, wie sie sich über Kreuz und über Quer an die Brust drücken — Rembrand wühlt sich ärgerlich im Pull, Jordaans wirft seine blaue Mütze in die Höhe und Jan Lievensze hält sich den Bauch vor Lachen. —

Welcher Lärm! Das ist ja Steen, er wankt, er singt, er wird seinen letzten Rausch in alle

Ewigkeit nicht ausschlafen. — Jan Steen, oder wer es war, drehte sich das Barett auf dem Kopf herum und sang: nur immer langsam voran, nur immer langsam voran, daß die Amsterdammer Schütterei mir nachfolgen kann. Hinter ihm her marschirten tact- und ehrenfest, Tambour voraus, Fähnlein in der Mitte, eine kleine Schaar bärtiger Männer. Willkommen, Ihr Schüttermaler von Amsterdam, rief Rembrand, willkommen Ihr würdigen Herren, mein Herr Gobert Flink, mein Herr van der Helst, mein Herr ver Schoten, meine alten werthen Freunde und Schüler allzumal. Da habt Ihr Euch einen saubern Capitän gewählt, fügte er hinzu. Wo steckt er nun, das Weinfaß. Meinst Du mich, sagte Jan Steen, und duckte aus einem Winkel des Zimmers auf, wo er in der Zwischenzeit etwas in aller Eile auf den Boden gemalt hatte. — Was machst Du da. — Ich wundere mich, sagte Jan Steen. — Worüber wunderst Du Dich, Narr, fragte Rembrand ungeduldig. — Ich wundere mich, daß Einem die Goldstücke hier vor den Füßen liegen, die Menschen zu unserer Zeit wußten den Werth des Goldes besser zu schätzen. — Wo, wo? fragte Rembrand, wo liegt Gold? — Hier. — Rembrand war mit drei Schritten an der bezeichneten Stelle, bückte sich und merkte den Betrug, den Jan Steen

ihm gespielt hatte. Alle Maler lachten. Heemskerk klatschte sich auf seine bretthartenSchenkel. Jan Lievensze rief nach einem unmäßigen Gelächter, nein, man könnte sich zu Tode lachen, wäre man nicht zufällig schon gestorben. Rembrand sagte ärgerlich zu Jan Steen, Du bist ein Narr und bleibst ein Narr und wenn Du auch noch tausend Jahre im Grabe liegst. Amen! rief Jan Steen. Dann wandte er sich an Jan Lievensze, der erschöpft vom Lachen tiefen Athem holte. Komm, Bruderherz, sagte er zu ihm, komm mit mir.

Ari de Bois sagte, ich bin neugierig, wohin sie wandern. Wir gingen hinterdrein. Auf der Thürschwelle rannte das Paar, das sich in Arm gefaßt hielt, gegen eine Gestalt, welche sich vergeblich bemühte an der Seite vorbeizukommen. Ruisdal! schrie Jan Steen, alter Ruisdal, einsamer Freund des murmelnden Bachs, Geliebter der Wassernixen, Vertrauter der Frösche, unsterblicher Kataraktenmaler, passire durch diese Thür, so breit Du bist, wir machen Dir Platz, denn Jan Livensze und ich, wir haben den allererdenklichsten Respect vor Wasser und Wassermalern. Süß oder Salz, gleichen Respect, daher passirt nur Bakheisen, van der Velde, nur zu, nur durch, haltet Euch nicht auf, wenn's gefällig, Eure Mäntel riechen gar zu stark nach Schiffstheer und Seewasser: — Gott-

los, daß diese Seeungethüme vorüber sind, sie machen mich unwohl. Da stößt man doch wieder auf ordentliche Landgeschöpfe, auf den heerdenlichen Berghem, den wilden Savrey, den braunen romantischen Svaneveld, den silbernen Du Jardin — guten Tag Leute — Du Jardin, wie lange ist es her, daß Du nicht in Italien warst. Paul de Potter auch. Paul, Paul! wie konntest Du der Prinzessin Amalie von Solms-Braunfels eine pissende Kuh auf die Leinwand malen. Einer Prinzessin eine pissende Kuh! Du hast ein Gewissen wie ein Schlachterhund. Paul Potter strich sich die rothen Haare aus dem Gesicht und sagte, es ärgert mich noch im Grabe, daß ich mir so viel Mühe gegeben für die Prinzessin. Stehe Tage lang auf der Weide, laufe hierhin, dorthin, mit Papier und Stift, sehe jeder Kuh, die ihren Schwanz aufhebt in den After, male meine Kuh in der natürlichsten Stellung von der Welt, drücke jede Verrenkung, jede Muskel aus, die ein solches Beest beim Pissen verzieht, dann kommt mir einer von den Hofschranzen anspatziert, beäugelt das Bild, und giebt mir den freundschaftlichen Rath, die Prinzessin damit nicht zu erzürnen. Daß ich! Als wenn nicht eine Kuh, die gut pißt, hundert Ducaten mehr werth wäre, als eine Kuh, die nichts macht. Freilich faselte der Schranze von Anstand,

Beleidigung des Zartgefühls und dergleichen; aber ich sehe nicht ein, wie eine pissende Kuh das Zartgefühl einer Prinzessin beleidigen kann. Malte der große Rubens einen pissenden Prinzen (†), warum sollte ich nicht eine pissende Kuh malen? Hab ich doch den Geruch nicht mitgemalt. — Du hast Recht, Paul, lachte Jan Steen; allein in Deiner Stelle hätte ich der Kuh einen silbernen Nachttopf untergepinselt, so hätte die Prinzessin wohl geahnt, daß Deine Kuh keine gemeine alltägliche Kuh sei, die schlankweg auf den Boden strullt, sondern vielleicht eine verzauberte Prinzessin, die in ihrem viehischen Zustande sich noch des Silbergeschirres vom Hofe ihres Herrn Papa's bedient. Nun, auf Wiedersehn, Paul, auf Wiedersehn Du Liebling unsers Schutzpatrons Sankt Lukas, der eben so wie Du ein Ochsenmaler war, wie man aus seinem apostolischen Thierzeichen ersieht. — Gelobt und gepriesen sei unser Schutzpatron Lukas, sagte Paul Potter, Lukas, der uns alljährlich an seinem Namenstage vom alten Herrn die Erlaubniß auswirkt, wieder einmal im Licht umher zu spazieren. Dort unten aber ist es schauerlich, man sieht weder Ochsen noch Kühe, noch grüne Wiesen, nur Sand und wieder Sand und scheußliches Gewürm. — Wer spricht da so verächtlich von Würmern,

schwirrte und krächzte eine Fledermausstimme aus einem Winkel des Saals. — Otto Marzelis, was machst Du da oben? rief Jan Lievensze. — Ich zähle die Augen einer Kreuzspinne, antwortete die Stimme aus der Höhe. — Wo steckt der Schnüffler, fragte Jan Steen, ich höre seine Stimme wohl, aber ich sehe ihn nicht. — Höher hinauf, dort oben in der Ecke. — Oben an der Wand, mit dem Kopf unter der Gypsdecke, saß oder hing ein kleiner grüner Knirps, der mit beiden Armen sich schwebend erhielt am Stiel einer Eule, deren rauhes Ende er gegen den Fußboden stemmte. Dies kleine Gespenst hatte ganz das ängstliche Lupengesicht des berühmten holländischen Insektologen Swammerdam, dessen Büste ich in einer Kirche zu Delft gesehen, ganz diese Neuntödteraugen, diese vom Bücken aufgeschwollene Nasenwurzel, die gesperrten runden Nasenlöcher, den gekniffenen Mund. — Kerl, rief Jan Lievensze, plagt Dich der Teufel, willst Du gleich herunter, warte, ich will Dich holen; und damit ergriff er den Eulenstaken mitsammt dem Männchen, das oben daran saß und wie ein gespießter grüner Käfer mit den Beinchen zappelte. Dann trug er ihn mitten durch die hohe Saalthür, die Uebrigen hinterher und Jan Steen rief mit einer Ausruferstimme: hier ist zu sehen der große

Schnüffler, Otto Marzelis, weiland Maler und Inhaber einer Menagerie von Flöhen, Raupen, Spinnen und allem möglichen Geziefer und Ungeziefer, das auf Erden kriecht oder in Lüften schwirrt. Heran, heran! hier ist zu sehen u. s. w. Halt, schrie das kleine Männchen, halt Jan Lievensze, thu mir den einzigen Gefallen und laß mich an den Floh kommen, der dort auf der Staffelei sitzt. — Gewährt, sagte Jan Lievensze und hielt ihn über die Staffelei, worauf ein halbfertiges Blumenstück nach Huysum lag, woran ich eine junge Dame hatte arbeiten sehn. — Welch ein Engel von Floh! schrie der Mistkäfer; hat man je solch einen Floh gesehn. Glücklich ist der Leib, welcher ihn getragen, selig sind die Brüste, welche ihn gesäugt. — Marzelis, rief Jan Steen, Du verdienst, daß ich Dich zum Ritter vom Floh schlage, hier hast Du Deinen Orden. — er packte den Floh und setzte ihn dem Kleinen auf das grüne verblichene Mäntelchen — und hiermit empfange den Ritterschlag — er schlug ihn mit der Mütze so stark in den Nacken, daß der Kopf des Kleinen vorüberfuhr, sein Rüssel gegen die Spitze der Eule stieß und er selbst schreiend herabfiel. Allgemeiner Jubel. Darüber ging die Thür des Directors auf. Der Director trat heraus mit verstörtem Gesicht und rief, was ist das hier, meine Herren? —

Nichts! sagte Jan Steen ganz unbefangen; ich schlug so eben den Otto Marzelis, vulgo der Schnüffler genannt, zum Ritter vom Floh. — Wer sind Sie, mein Herr, fragte der Director. — Mein Herr, ich bin Jan Steen. — Possen! Was bedeuten diese Kleider, diese Larven, worin Sie sich vermummt haben; das Museum, meine Herren, ist kein Ort, um Faschingsspiele aufzuführen. Zeigen Sie mir Ihre Einlaßkarten, wenn's gefällig — meine Herren, ich bin der Director des Museums und verlange Ihre Einlaßkarten zu sehen. — Deine Einlaßkarte, Deine Einlaßkarte, Deine Einlaßkarte, riefen greulich-lustig im nachäffenden Ton die Maler sich einander zu, indem Jeder die Hand gegen seinen Nachbar ausstreckte. Mein Herr Director, sagte ein Maler im braunen Mantel, gestützt auf den verrosteten stählernen Griff eines alten Reiterdegens, mein Herr Director, halten's zu gut, wir haben keine Einlaßkarten. — So soll das Wetter fahren in den Conciergen, brauste der aufgebrachte Director, und war im Begriff, nach unten zu stürzen, um dem armen Mann den Kopf zu waschen. Halt, rief der Mann im braunen Mantel, wobei er mit dem Fuße auf den Boden stampfte, daß die großen Reitersporen, die er trug, mit den Fenstern zusammenklirrten; halt, mein Herr Director, wird sind

nicht durch die große Thür gekommen, der Concierge ist unschuldig. — Also aus dem Keller, fragte der Director. — Aus dem Keller! antwortete eine Stimme aus dem Haufen, welche noch tiefer kam, als aus dem Keller. Wer sind Sie, stotterte der bebende Director. — Ich, ich bin Philipp Wouvermann — und ich bin Adrian Brauer — und ich bin Franz Mieris — und ich bin Gabriel Megü — und ich bin Gerhard Dow — und ich bin Jan Lievensze — ich van Schalken — ich Terburg — ich Ari de Bois, sagte mein Begleiter, und Jan Steen sang

Es weiß die ganze Nachbarschaft,
Was ich für'n Vogel bin.

Meine Herren! stammelte der arme Director — Auf Leute, sagte der Maler im braunen Mantel, der sich Philipp Wouvermann genannt, auf, laßt uns dem Director zeigen, daß wir die Maler sind, für welche wir uns ausgeben. Pinsel und Paletten her, sagte er darauf im befehlenden Ton zum Director. In mechanischer Angst holte der Director Pinsel und Paletten aus seinem Zimmer. Jeder an sein Stück! rief Philipp Wouvermann, und fuhr mit der flachen Hand über ein Gemälde, welches die Ankunft einer Gesellschaft zu Pferde in einem Wirthshause vorstellte. Was seine Hand berührte, verblich und erlosch — in

drei Secunden war vom schönen Stück nichts übrig als die graue Todtenfarbe, wie die Maler die erste Deckfarbe nennen. Der Director stieß einen Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung aus, mich durchrieselte ein eiskalter Schauer. Die andern Maler thaten dasselbe, jeder fuhr mit der Hand über ein Gemälde, Jan Steen über einen Jan Steen, Metzü über einen Metzü, bis eben so viel Gemälde, als Personen im Zimmer, außer mir, dem Director und dem Fortwinselnden Ritter vom Floh sich in Aschfarbe verwandelt hatten. Das wäre gethan, sagte Philipp Wouvermann; nun frisch an die Arbeit, Jeder stelle sein Stück wieder her. — Die Maler mischten die Farben auf der Palette und fingen an zu pinseln. Nie hat die Welt solche Pinselei gesehn, die Pinsel fuhren auf und nieder, fuhren kreuz und quer wie gemeine Thürstreicherpinsel, und jeder Strich war ein Bein, ein Kopf, ein Hals, ein Fuß, ein Arm, ein Glas, ein Tisch, ein Fenster, ein Baum — Gerhard Dow, der im Leben nie anders malte, als mit selbst verfertigten Pinseln, mit Farben auf Krystall gerieben, Gerhard Dow, der an einem fertigen Besenstiel noch für drei Tage zu malen fand, derselbe brachte einen Besenstiel in weniger als drei Secunden zu Stande. Wouvermann rief frisch, frisch, frisch, die Pinsel gingen husch, husch,

husch, ich rieb mir ungläubig die Augen, der Director schlug die Hände über den Kopf zusammen, und die Maler waren fertig, ehe wir es uns versahen, ja ehe wir es sahen. Hier, Director, rief Jan Steen, hier ist mein Zahnarzt — hier ist mein Jäger, rief Gabriel Metzü — hier ist der meinige, rief Ari de Bois — hier ist mein Trompeter, rief Terburg — hier meine schmauchenden Bauern, rief Brauer — hier meine junge Hausfrau mit dem Wiegenkinde, rief Gerhard Dow — hier mein kleiner Seifenblaser, rief Franz Mieris — hier mein Uringlasgucker, rief van Schalken — hier — der Director sah und hörte nichts mehr, er lag ohnmächtig neben dem Ochsen von Paul Potter. Vor Schreck und Mitleid wachte ich auf.

Die holländische Schule.

Es streift ans Unbegreifliche, welche Menge von Malern von entschiedenem Talent und großen Leistungen das sechszehnte Jahrhundert in Holland erzeugt hat. Ich pflege zu sagen, es gab damals mehr große Maler in Städten, wie Delft, Leiden, Harlem, Amsterdam u. s. w., als es gegenwärtig Anstreicher und Thürpinsler gibt. Und das ist wahrlich nicht übertrieben. Glaubt man nach jahrelangem Studium holländischer Meister so ziemlich alle Namen von Bedeutung zu kennen, so muß man sich fast täglich von seinem Irrthum überführen lassen, und bald aus diesem, bald aus jenem Winkel ein unbekanntes Gesicht auftauchen sehen. Die erste Anregung kam freilich von Antwerpen, und nach Antwerpen aus Italien. Allein die holländischen Künstler fanden sich bald im nationellen Element zurecht und haben dasselbe, mit

Ausnahme einiger Wenigen, glücklich bis auf diese Zeit fest gehalten *). Ihre Stücke sind in der ganzen Welt zerstreut, und es erregt nicht allein die Zahl der Künstler, sondern auch die Zahl ihrer Producte, Staunen und Bewunderung. Wie der Seidenwurm nichts thut und thun kann als spinnen, bis er sich todt gesponnen, so scheinen auch diese echten Künstler nur malend gelebt und mit der Palette in der Hand gestorben zu sein.

Die mir bekannten und besonders werthen Künstler finde ich in meinen Papieren, auf meine Weise nach gewissen Haupt- und Lieblingsfächern eingetheilt, mit Namen und Jahreszahlen aufgezeichnet, und theile das Verzeichniß hier dem Leser mit, der mir vielleicht einigen Dank dafür wissen wird. Kurze charakteristische Noten, die ich beigeschrieben hatte, streiche ich aus, sie gehören mehr mir, als dem Publicum an. Von den Meisten giebt es Stücke auf dem Museum zu Amsterdam und im Haag; wo dies nicht der Fall, habe ich angemerkt. Noch einmal bemerke ich, daß mein

*) Kruzeman im Haag, gegenwärtig einer der geachtetsten Portrait- und Historienmaler, italienert, wie früher Karl de Moor, Lairesse und der ältere Blumaert.

Zweck nicht Vollständigkeit war. Ich schreibe keinen Namen, von dem mir nicht dies oder jenes Meisterstück vor der Phantasie schwebt.

Alte biblische Maler.

Lukas von Leiden, oder, wie die Franzosen ihn nennen, Lukas von Holland, geb. 1494, gest. 1598 zu Leiden.

Johannes Schoorl, geb. 1495 bei Alkmaar, gest. 1562 zu Utrecht.

Heemskerk, geb. 1498 zu Harlem. Von ihm sieht man nicht in dem Museum, sondern auf dem Stadthause zu Delft vier Gemälde.

Fabelmaler.

Abraham Blumaert, geb. 1564 zu Gorkum, gest. 1658 zu Utrecht.

Gerhard von Lairesse, geb. 1640 zu Liege, gest. 1711 zu Amsterdam.

Geschichtmaler.

Rembrand vom Rhein, geb. 1606 bei Leiden, gest. 1674 zu Amsterdam.

Ekhaut, Ferdinand Bol und andere Schüler Rembrands.

Jan Lievensze, geb. 1607 zu Leiden, gest. —? zu Antwerpen.

de Moor, geb. 1650, gest. 1738.

van der Werf, geb. 1659 zu Rotterdam, gest. 1722 daselbst.

Gesellschaftmaler.

1) Vornehme Gesellschaft, Damen in Seide und Sammt u. s. w.

Franz Mieris, geb. zu Delft 1535, gest. zu Leiden 1681.

Terburg, geb. 1608 zu Zwol, gest. 1681 zu Deventer.

Schalken, geb. 1643 zu Dortrecht, gest. im Haag 1706.

2) Ehrbares bürgerliches Hauswesen.

Gerhard Dow, geb. 1613 zu Leiden, gest. 1680 daselbst.

3) Lustiges bürgerliches Hauswesen.

Jan Steen, geb. 1636 zu Leiden, gest. 1678 ebendaselbst.

Gabriel Metzü, geb. 1615 zu Leiden, gest. 1658 ebendaselbst.

4) Bauerngelage.

Adrian Brauer, geb. 1608 zu Harlem, gest. 1640 zu Antwerpen.

Adrian Ostade, geb. 1610 zu Lübbek, einem brabantischen Dorfe, gest. 1685 zu Harlem.

Kornelius Bega, geb. 1620 zu Harlem, gest. 1664.

5) Schützengilden.

Flink, geb. 1616 zu Kleve, gest. 1660 zu Amsterdam.

Keizer, geb. 1630, gest. 1693 zu Amsterdam.

van der Helst, geb. 1613 zu Harlem, gest. 1670 zu Amsterdam.

ver Schoten.

6) Räuberscenen.

Pieter de Laar, genannt **Bambutschio**, geb. zu Lare 1613, gest. 1675 zu Harlem — nicht auf den Museen.

7) Kleine ideale Bilder.

Ary de Bois, geb. 1631 zu Leiden, gestorben (?).

Portraitmaler.

Barendz, geb. 1534, gest. 1632 (?).

Miereveld, geb. 1568 zu Delft, gest. 1641.

Franz Hals, geb. 1584 zu Mecheln, gest. 1666 zu Harlem.

Honthorst, geb. 1592, gest. 1680.

Kasper Netscher, geb. zu Heidelberg oder Prag 1639, gest. im Haag 1681.

Bemerkung:

Lukas von Leiden, Rembrand und seine Schüler, Franz Mieris, Gabriel Metzü, Jan Lievensze, Karl de Moor und überhaupt sehr Viele der bisher genannten Maler, haben sich auch in Portraiten ausgezeichnet.

Landschaftmaler.

Pulenburg, geb. zu Utrecht 1586, lange in Italien.

Berghem, geb. 1624 zu Harlem, gest. 1683.

Wynants, geb. 1600 zu Harlem, Lehrer von van der Velde und Wouverman.

Herman Sachtleven, geb. zu Rotterdam 1509, gest. zu Utrecht 1685.

dü Jardin, geb. 1640 zu Amsterdam, gest. zu Venedig 1678.

Pynaker, geb. 1621 zu Pynaker in der Nähe von Delft, gest. 1673.

Svaneveld, geb. 1620 zu Woerden, gest. 1690 zu Rom. Er führte den Zunamen Eremit, auch Herman der Italiener.

Ruisdal, geb. zu Harlem 1640 (1636) gest. 1681 ebendaselbst.

Die Brüder Both, geb. zu Utrecht, lange Zeit in Italien. Andreas starb 1650, Johannes bald nachher.

Seemaler.

Vroom, geb. 1566, gest. 1617 zu Amsterdam.

Simon de Vlieger, gest. 1602 zu Amsterdam.

Bakhuisen, geb. zu Embden 1631, gest. 1709 zu Amsterdam.

Lingelbach, geb. zu Frankfurt 1625, gest. zu Amsterdam 1711.

Abraham Stork, geb. zu Amsterdam 1650.

Wilhelm van der Velde, geb. zu Amsterdam 1633, gest. zu London 1707.

Verschür.

Thiermaler.

1) Jagdthiere.

Jan Wennix, geb. zu Amsterdam 1644, gest. 1719 daselbst. (Hasen.)

Von Hondius, der Hunde, Falken, Pferde malte, und in London starb, gibt es in den Museen kein Stück.

Der berühmte Snyders war ein Antwerpener.

2) Schlachtthiere.

Nikolaus Berghem.

Paul Potter, geb. 1625 zu Enkhuisen, gest. 1654 im Haag.

Adrian van der Velde, geb. 1639 zu Leiden, gest. 1672 zu Amsterdam.

Simon van der Does, geb. 1653 zu Amsterdam, gest. 1717 zu Antwerpen.

3) Pferde.

Albert Cuyg, (sprich Keug), geb. 1605 zu Dortrecht, wo er die berühmten Dortschen Pferdemärkte malte.

Philipp Wouverman, geb. zu Harlem 1620, gest. 1668 daselbst.

Verschüring — nicht in den Museen — geb. zu Gorkum 1627, gest. 1690.

Hügtenburg, geb. 1646 zu Harlem, gest. 1733 zu Amsterdam.

4) Vögel.

Hondekuter, geb. zu Utrecht 1626, gest. 1695 ebendaselbst.

5) Fische.

Israel van Duinen — nicht in den Museen.

6) Wilde Thiere.

Heinrich Roos, geb. 1631 in der Pfalz, gest. 1685 zu Frankfurt a. M. — aus der holländischen Schule — nicht in den Museen.

Rulant Savery, geb. zu Courtray, 1576, gest. zu Utrecht 1639.

7) Gewürm.

Otto Marzelis, gest. 1673 — nicht in den Museen.

Durchsichtmaler.

Van der Meer, von Delft.

Van Deelen, Schüler von Franz Hals.

Van Bassen, geb. ungefähr um 1580.

Steenwyk, gest. 1603 zu Frankfurt a. M.

de Witt, geb. 1607 zu Alkmaar, gest. 1692 zu Amsterdam.

Saenredam, geb. 1597.

Thomas Wyk, geb. zu Harlem 1616, gest. 1636.

Prins, geb. 1758, gest. 1805.

Bemerkung.

Unter dieses Fach kann ich sehr füglich auch die grossen alten Glasmaler bringen, welche in den holländischen Städten, namentlich zu Gauda, die Kirchenfenster malten.

Blumen- und Fruchtmaler.

Van Heem, geb. zu Utrecht 1600, gest. zu Amsterdam 1674.

Mignon, geb. zu Frankfurt a. M 1639, gest. 1679.

Evert van Aalst, geb. 1602 zu Delft, gest. 1658.

Huysum, geb. 1682, gest. 1749 zu Amsterdam.

Ruisch, geb. 1664, gest. 1750.

Roepel, geb. 1679, gest. 1748.

Jan von Os, geb. 1741, gest. 1808.

Bemerkung.

Göthe in seinem hübschen Aufsatz über die Blumenmalerei macht darauf aufmerksam, daß die Blumenmalerei genau zusammenhänge mit der Blumenliebhaberei, welche bekanntlich in Holland sich zur Leidenschaft steigerte. Seit der Zeit des ersten großen Blumenmalers, des Jesuiten Daniel Seghers, der 1590 zu Antwerpen geboren wurde, bis auf den heutigen Tag, zählt man eine ununterbrochene Reihe von geschickten Blumenmalern beiderlei Geschlechts, und allem Anschein nach, wird diese Gattung der Kunst, wenigstens in Holland, in ihrem Ansehn sich behaupten. Gelegentliche Blumenmaler, wie

Pausias unter den Alten, gab es mehrere in Holland. So habe ich von Wennix die schönsten Blumen als Beiwerk zu seinen Thierstücken gesehn. Unter den Flamändern malte Jan Breughel in seiner ersten Zeit nichts als Blumen und Früchte; Daniel Seghers war sein Schüler.

Die Gemälde auf dem Stadthause zu Leiden.

Die Stadthäuser in Holland bewahren fast ohne Ausnahme Schätze der alten Malerkunst, die zu einer Zeit bestellt und angekauft wurden, als es noch keine öffentlichen Gemäldegallerien in Holland gab. Es sind diese Gemälde ehrwürdige Zeugen sowohl von dem Beistande, den Rath und Bürgerschaft den ausübenden Künstlern gewährten, als von deren Kunstliebe und Kunstschätzung, wornach sie glaubten, die öffentlichen Gebäude der Stadt weniger durch prachtvolle Tapeten und Geräthe, als durch die Producte des höheren Genius zu verzieren. Das war die echte Art, die Kunst selbst zu heben und ihre Ausübung zu befördern, und diesem Gefühl vielleicht mag ich es zuschreiben, daß die Gemälde der Stadthäuser bei ihrer Be-

schauung mir einen größeren Reiz gewährten, als, bei gleicher Vollkommenheit, die Gemälde der Gallerien, und daß ich gegenwärtig eben von einer kleinen Zahl dieser Gemälde sprechen will, da ich sonst in der Amsterdammer und Haager Gallerie die Hülle und Fülle von Gemälden zu beschreiben vor mir hatte, wenn mich anders darnach sehr gelüstete. Denn beschreiben, Gemälde beschreiben, ist sonst überall meine Sache nicht. Gemälde kann und darf man eigentlich gar nicht beschreiben, sie sind nicht gemalt, um beschrieben, sondern um gesehn zu werden; allein die Feder ist bei unsern Schriftstellern gewohnt, ihre spitze Nase in viele Dinge zu stecken, die sie gar nichts angehn. Ich selbst freilich sündige in diesem Punct, allein, und das ist zwar kein Trost, aber eine Entschuldigung, niemand vermag sich von den Fehlern der Zeit frei zu halten. Die Alten sind auch hier unsre Muster, denn die Schriftsteller, denen wir Beschreibung von berühmten Gemälden und Bildsäulen verdanken, gehören, wie Plinius, der spätern unclassischen Zeit an.

Komme ich nach dieser Einleitung zu den Gemälden des Leidener Stadthauses. Sie sind in drei oder vier Zimmer vertheilt. Im ersten hängt das merkwürdigste, das bekannte und oft beschriebene jüngste Gericht des Lukas von Leiden. Im

Mittelstück schwebt Christus auf einem Wolkensitze, rechts und links an dessen Seite die zwölf Apostel, darunter, zu ihren Füßen ein unabschliges leeres Feld, aus dem, wie Schiffbrüchige, hin und wieder die Todten auferstehn. Im Vorgrunde sieht man zwei Gruppen Auferstandener, die zur Linken werden von Engeln in den Himmel, die zur Rechten von Teufeln in die Hölle abgeführt. Himmel und Hölle sind abgebildet auf den beiden Flügeltafeln des Gemäldes, die sich auf- und zuklappen lassen. Im Himmel gehn die guten Seelen unter grünen Bäumen spazieren und schauen die Glorie Gottes. In der Hölle werden die Bösen mannigfaltig geplagt und gepeinigt und es ist mehr Abwechselung darin. Viele werden von einer Brücke in die Pech- und Schwefelflammen hinabgestürzt und irgendwo macht sich ein Teufel das teuflische Vergnügen, eine unglückliche Schönheit als Reitpferd zu gebrauchen. — Die Färbung des Ganzen ist leicht und blaß, die Frauen vor Allen sind äußerst farbenzart und dabei überraschend schlank und üppig und gar nicht in der eckigen Manier der Zeit. Man sieht offenbar, daß Lukas nicht nur nach dem Nackten malte, sondern auch Schön von Häßlich zu unterscheiden verstand. Im Höllischen ging aber Breughel ihm über.

Außerdem acht Stücke von ver Schoten,

Hauptleute und Fähndriche der Stadt Leiden im Aufzuge darstellend. Ganz Rembrands derber Pinsel. Auch die Gewänder, Waffen und Zierrathen sind fleißig ausgemalt. Figuren, die fest und lebendig auf der Leinewand halten.

Scipio Africanus von Jan Lievensze. Schönes Bild. Scipio empfängt den dankenden Bräutigam mit einem Adel in Haltung und Gesicht, den so römisch zu verstehn und wiederzugeben ich kaum dem Jan Lievensze zugetrauet.

Brutus von Karl de Moor. Mißfällt troß glänzender Farben und eleganter Zeichnung. Brutus sieht seinen Sohn enthaupten und lächelt, nicht bitter oder angstvoll, sondern fade, als würde seinem Söhnchen zum Ball der Kopf frisirt.

Van der Werf und die Einwohner Leidens von dem Maler de Bree. Ein mächtiges Wandstück, das mich wenig befriedigt.

Die Glasfenster der Kirche zu Gauda.

Die berühmten Glasmalereien der Kirche zu Gauda veranlaßten mich einen Abstecher nach diesem Ort zu machen. Die Reise ging über Rotterdam. Auf allen Canälen, Wiesen, Flüssen, Seen liefen Holländer und Holländerinnen Schlittschuh, oder, um mich ihrer Art zu sprechen, zu bedienen, sie fuhren Schlittschuh (schatse rijden). Auf dem Eise kennt man sie nicht mehr, sie übertreffen sich selbst, wenn sie sich die Eisen unterbinden. Aus steifen, ungelenken und schwerfälligen Leuten verwandeln sie sich in das Gegentheil und wiegen und bewegen sich schlank und anmuthig hin und her auf dem glatten Boden. Kunststücke üben sie nicht, solche waren auch dem größten deutschen Schlittschuhläufer, Klopstock, zuwider. Vermöge

der langen Schnäbel, welche die holländischen Schlittschuh, zumal die friesische Art derselben, haben, wird ihnen auch das kurze und häufige Uebertreten lästig und gefährlich. Dagegen kann kein Geometer einen bessern Halbzirkel schlagen, wie sie im Laufen einen nach dem andern bilden. Es macht ihnen viel Vergnügen, sich anzufassen und reiheweis zu laufen. Ein Paar junge Leute, die Gewandtesten, sind dann die Flügelmänner, die Weiber laufen im Centrum. Noch immer sieht man die vornehmsten Damen flüchtig auf dem Eise umherstreifen, doch besonders an Orten, wo nicht die große Menge läuft. Mehrere Tausende sah ich auf den Wiesen vor dem Haag bis nach Ryswik zu.

Etwas schwerer als die Kunst, Figuren in Eis zu malen, ist die andre, Figuren auf Glas zu malen. Diese schien sogar eine Zeitlang ganz verloren, bis man sie in neuerer und neuester Zeit wieder zum Vorschein gebracht und ausgeübt hat. Allein noch jetzt kennt man die wohlfeilen Mittel nicht, deren sich die Künstler des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts bedienten. Die Stadt Werden hat ganz neuerdings ihren neuausgebauten Dom auch mit Glasfenstern versehn. Diese kosten aber, wie ich höre, eine sehr namhafte Summe, siebzig bis achtzig tausend Thaler. Die Summe,

die es kostet, hätte freilich unsre Vorväter nicht abgehalten, die Fenster ihrer Kirchen auszumalen, weil sie einmal Sinn dafür hatten und dieser Sinn von eben so künstlicher und religiöser Natur war, und völlig mit dem gothischen Bausinn im Einklang stand. Allein sie befriedigten ihre Augenweide auf jeden Fall mit geringeren Kosten, als die Bürger von Verden.

Von außen ist die Sanct Janskirche zu Gauda — die merkwürdigste in dieser Art in ganz Europa — ein großes, langes, unscheinbares Gebäude mit sägeförmigen Dächern und schmutzig trüben Fenstern. Tritt man aber in die Kirchenthür — und ich rathe den Besuchenden, ihren Eintritt durch die Thurmthür zu nehmen, so sieht man vor sich einen steinernen Wald von Säulen, fünf Reihen breit, überwölbt von laubgrünem Dache und das Ganze durchspielt und beleuchtet durch magische Lichter, welche durch achtundzwanzig hohe bemalte Bogenfenster hereinbrechen.

Wüßte ich auch keine Sylbe von der Geschichte der Glasmalerkunst, nichts zumal von der Geschichte der Glasfenster zu Gauda, so würde ich doch nur meinem Gefühl und dem Eindruck folgen, den dieser Anblick auf mich machte, um die Glasmalerei dem Genius und der Zeit des alt-

katholischen und nicht des protestantischen Glaubens zuzuschreiben. Das ist kein protestantisches, das ist ein dunkelfarbiges katholisches Licht, das um die Säulen dieser Kirche blüht. Die Dortrechter Synode hat die Kanzel und die Kirche gebaut, aber die Säulen und die Glasfenster hätte die Dortrechter Synode wohl ungebaut und ungemalt gelassen.

Von den Gebrüdern Krabeth, als den Hauptkünstlern Gauda's und der Zeit, von der Glasmalerei selbst, ihrem Glanz und Schimmer, ihren kolossalen Verhältnissen, die hohen Fenster sind von unten bis oben bemalt, von den Gegenständen derselben u. s. w., könnte ich, wenn ich möchte, Seiten genug füllen, allein ich mag nicht. Man muß das Alles sehn. Ich bemerke nur, daß die Gebrüder Krabeth, die auch in Frankreich in mancher Kirche glänzende Spuren ihrer Kunst zurückließen, unübertreffliche Leute waren.

Geschichtliches Interesse erhalten außerdem die Glasfenster von Gauda durch den Umstand, daß sie allegorisch, symbolisch, historisch den Zustand der Holländer unter den spanischen Königen und aus den ersten Tagen der Republik darstellen. Einige Gläser sind noch von Philipp geschenkt, andre schon von Wilhelm von Oranien und den Bürgermeistern der befreiten holländischen Städte.

Es ist eine Geschichte der Republik auf Glas. Man sagt wohl, Glas, wie bald zerbricht das, allein es gibt noch gläsernere Dinge als Glas, zum Beispiel das menschliche Herz nnd die holländische Republik.

Neue und alte Volkslieder.

Es wird vielleicht in keinem Lande mehr gesungen und gepfiffen, als in Holland. Selten geht ein Knabe über die Gasse, der nicht die Luft mit seiner hellen durchdringenden Stimme durchschneidet. Er genießt das glückliche Vorrecht seines Alters, reine und helle Töne hervorzubringen mit sichtbarem Vergnügen. Sobald er älter wird, legt sich die dicke feuchte Luft seines Landes wie ein Dämpfer auf sein Organ, seine Stimme wird rauh und dumpf, die Lerche schweigt und der Sumpfvogel duckt aus dem Schilfe. Die Männer quärren, die Weiber kreischen. Sie sind so unglücklich daran mit ihrer Liebe zum Gesang, daß Einer desto öfter singt, je schlechter er singt; die aber gar Profession vom Gesange machen, die Bänkelsänger und umherstreifenden Troubadours, singen, daß einem die Haare zu Berge stehn.

Weil das Volk viel singt, hat es auch viele Lieder, alte und neue, züchtige und unzüchtige, letztere besonders im Munde der Matrosen, im Hafen von Amsterdam und Rotterdam. Die sehr würdige Gesellschaft tot nut van't allgemeen hat von Zeit zu Zeit einige tugendhafte Volkslieder mit Melodien verfertigen lassen; aber das Volk singt sie nicht. Dagegen hat der Krieg mehrere Soldaten- und Volkslieder ausgeheckt, worunter eins von Tollers sich auszeichnet durch eine sehr sangbare Melodie. Unzählig sind die Schütterlieder, die Lieder auf Papa Chassé, Papa van Geen u. s. w. Was von neuen Liedern sein Glück macht, wird gesammelt und geheftet in kleinen Büchern mit blauem Umschlag, genannt blaue Buckje's. Davon kann man sich die Hülle und Fülle ankaufen zu Rotterdam. Sie gehen ins vorvorige Jahrhundert zurück, und enthalten manche Perle aus der alten Liederzeit des Volkes. Diese Zeit ist längst vorüber, man hat das Volk in Holland, wie anderswo im Stich gelassen, die Philister haben sich der Poesie bemächtigt und diese hat unter ihren Händen ganz das Ansehen eines Harlemmer Tulpengartens bekommen. Auch in Deutschland hat sich freilich seit dem sechszehnten Jahrhundert eine spießbürgerliche Poesie außer und über der Volkspoesie gebildet, und zwar auf Unko-

ften der Kraft, des Gemüths, des Witzes, der Phantasie, der Sprache unserer Nation; aber man muß doch eingestehn, die deutschen Poeten sind zu keiner Zeit so glatt und öde geworden, wie ihre Nachbarn und Stammverwandten, die holländischen. — Die Liederbücher des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die seeische Nachtigall, der friesische Lusthof, der neue Jugendspiegel, der Apoll oder Gesang der Musen, der Bellerophon und andere, sind eben so viele traurige Denkmäler von der Gedankenarmuth einer Gesellschaft, welche sich so gierig zeigte nach den Reichthümern beider Indien, und die auf Java, dem schönsten und glücklichsten Eilande der Südsee, die nationale Literatur eines dichterisch reizbaren, freisinnigen Volksstammes mit dessen Freiheit kalt und fühllos untergrub. Da saßen sie zu Hause im Geruch ihrer Pfeffersäcke, die reichen Mijnheers, steif hingepflanzt mit kreideweißen Gesichtern, vor einer Tafel mit weißer Harlemmer Leinewand bedeckt und mit rothen Rosen und Nelken zierlich bestreut, Spitzgläser mit spanischem Wein in der manschettirten Hand, in bunter Reihe und wohlabgemessenen Zwischenräumen mit ihren Ehefrauen, Töchtern und Bräuten — so sieht man sie eben auf den feinen Kupferstichen, welche die seeische Nachtigall, den friesischen Lusthof und die andern unsterblichen Werke dieser Art verzie-

ren. — da saßen sie, tranken und sangen mit trockner Seele aus Liederbüchern, welche sie mit einem reizenden Namen ihre Mopsjes nannten, die allertrockensten Lieder, woran jede andere Kehle erstickt wäre.

Die Mopsjes sind Auszüge aus den eben genannten größern Liederbüchern; man pflegte dieselben bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf reichen Hochzeiten als Geschenke auszutheilen, wie denn auch meistens Hochzeitlieder ihren Hauptbestand ausmachten. Es gibt noch manche Familie in Nord-Holland, welche solche Mopsjes als Erbstücke heilig verwahrt. Sie führten verschiedene Namen, Enkhuiser, Purmerender u. s. w. Aber sie sang doch noch die gute Gesellschaft. Darnach ist sie ganz verstummt, oder wenn sie einmal bei festlichen Zusammenkünften den Mund aufthat, so waren es französische Operliedchen. Ihre neueren Dichter, Bilderdyk, Tollees, Bellamy und wie sie heißen, konnten wenig Sangbares zu Stande bringen, oder auch nur einen Funken Lese-Poesie in die Gemüther fallen lassen. Wie konnten sie auch einen Geschmack von dem mittheilen, was sie selbst nicht besaßen. Die beiden neuesten Dichter, die ich am öftersten nennen und preisen höre, Hoopt und Lennep, sind leider eben so philiströse Sänger und eben so wenig fähig,

den Geist der Poesie über den Wassern erscheinen zu lassen; man möchte denn die orangerothe Begeisterung ihrer Gedichte für den Geist der Poesie halten.

Aber — die Natur hat den Holländern die Empfänglichkeit für Poesie versagt? Ich wäre der Letzte, um dies zu behaupten. Ich, der ich keinem Menschen die Liebe und die Seligkeit abspreche, spreche auch keinem Volke den Sinn und die Genußfähigkeit für Poesie ab. Apollo kann sich ihrer erbarmen. Ein Arion kann auf dem Rücken eines Delfins im Texel landen und durch das Spiel seiner Leier dem dickhäutigsten Seehund und der kältesten Schildkröte wonnige Ahnungen ins Herz flößen. Ueberdies, Holland ist im Besitz alter Volkslieder, welche unzweifelhaft darthun, daß die Poesie in voriger Zeit sowohl an den Ausflüssen des Rheins wie an dessen Quellen ihren Fuß gesetzt; ihr ist, wie der Liebe, kein Fels zu hoch und kein Sumpf zu tief.

Hier folgt eine kleine Reihe dieser Lieder, die ich, so gut es mir gelingen wollte, übersetzt. Das erste ist das älteste und trägt am meisten den Stempel der Nationalität. Manches gilt sonst den Holländern für altes Volkslied, was nur in alter Zeit den Rhein hinab gesungen wurde und aus dem Kölnischen in Holland eindrang. Ich

halte das genannte Lied für eins der schönsten Volkslieder irgend einer Zunge. Es ist so dramatisch und epigrammatisch abgefaßt, so naiv in der Sprache, so springend in den Uebergängen, so ergreifend im Schluß, daß ich nichts mehr bedaure, als nicht das holländische Original, den meisten Lesern unverständlich, mittheilen zu können. Meine Uebersetzung ist schlecht.

Es erfordert dies Lied aber zu seinem Verständniß eine Einleitung; die holländische Geschichte aus der Zeit der Grafen möchte Wenigen bekannt genug sein. Die Meisten dieser Grafen heißen Floris oder Florenz. Ein Graf Floris überraschte die Frau seines Vasallen, Gerhard von Welsen, wie Tarquinius die Lucretia, nicht aus Uebermaß der Begierde und leidenschaftlicher Liebe, sondern um ihrem Mann den Schimpf anzuthun, wie gleich voran im Liede vermeldet wird: Der Herr von Welsen hatte eine große Sippe, diese nahmen den Grafen auf einer Jagd bei Utrecht gefangen, führten ihn von einem Schloß zum andern und unterwegs verfolgt erstachen sie ihren Gefangenen, dessen Pferd in einem Graben stecken geblieben war. Herman von Wurden und Gisbrecht von Amstel flüchteten außer Landes, Gerhard von Welsen fiel mit den Uebrigen, nach Eroberung des Schlosses Kronenburg, in die Hände des Volks

und einiger Edeln, welche sich für die Sache des Grafen erklärt hatten. In Folge des Urtheils, das man über die Verschwörer sprach, wurden sie mit dem Schwerte hingerichtet, ihre Schlösser zerstört und ihre Kinder und Verwandte bis auf den neunten Grad Landes verwiesen, was unter dem holländischen Adel bedeutend aufräumte und dazu beitrug, den Muth der Städte zu beleben und vorzüglich der willkührlichen Macht der Grafen noch freiern Spielraum zu verschaffen. Was Gerhard von Welsen betrifft, so soll für ihn noch eine besondere, ausgesucht grausame Strafe aufgespart worden sein; die Leidener wälzten ihn auf dem blauen Stein vor dem Rathhaus in einem mit spitzen Nägeln ausgeschlagenen Faß zu Tode. Dies Schicksal des Regulus geben ihm wenigstens mehrere alte Chroniken und unser altes Lied. Allein Melis Stoke sagt nichts davon, und dies macht mir die Sache bedenklich. Melis Stoke, einer der besten und wahrhaftesten Chronikenschreiber, welcher nur ein Land sich zu rühmen hat, lebte zur Zeit des Grafen Floris und war von Allem genau unterrichtet; sein Schweigen über diese Geschichte gilt daher fast als ein Beweis ihrer Unwahrheit, besonders wenn man bedenkt, daß sie ein gefundener Bissen sein mußte für einen Chronikenschreiber. Nicht weniger verdächtig scheint mir ein

anderer Umstand im Liede; der ebenfalls von Melis Stoke mit Schweigen übergangen wird, obgleich dieser Geistliche das Leben des Grafen Floris und die Umstände der Verschwörung sehr ausführlich behandelt, und man in seiner treuherzigen Reimerei durchaus keine Spur findet, als hätte er die etwas freien und lockern Sitten des Grafen Floris beschönigen wollen. Nach dem Liede hat nämlich der Graf Floris die Ehefrau seines Vasallen, Gerhard von Welsen, auf ihrem Schlosse geschändet, und zwar nicht, wie Tarquinius die Lucretia, aus Liebesbegierde, sondern um ihrem Mann den Schimpf anzuthun und ein in der Hitze ausgesprochenes Wort wahr zu machen. Auch nach der Reimchronik wird Gerhard von Welsen als der eigentliche Rädelsführer der Verschwörung und der Mörder des Grafen dargestellt, allein dieselbe gibt ein anderes und viel allgemeineres Motiv dafür an, nämlich den Unmuth der Adligen mit einem Fürsten, der ihren Stolz demüthigte und bei jeder Gelegenheit das Volk hervorzog und begünstigte. Dies wird von allen alten Schriftstellern bestätigt. Die Dortrechter Chronik von Holland, Seeland, Friesland sagt von Graf Floris, die Edeln hätten ihn den Gott der Kerle genannt, weil er einst auf Einen Tag ein halbhundert reicher Eingesessenen nach dem Haag beschie-

den und ihnen sämmtlich in Gottes und des Kaisers Namen den Ritterschlag ertheilt. Dagegen weiß man aber auch, daß er bei schöner Gestalt und ritterlichen Neigungen ein großer Liebhaber von Frauenzimmern war, daß er solche in allen Gegenden auf seinen Schlössern unterhielt und die Töchter seiner Vasallen zu verführen suchte. Sein Leichtsinn, verbunden mit seiner Verachtung des Adels, konnte ihn also möglicherweise in roher Zeit zu einer so wollüstigen Art der Rache verführen, wie ihn das Lied an Gerhard von Welsen ausüben läßt, besonders wenn man aus den ersten Versen die nähere Ursache zu dieser Rache in Anschlag bringt. Füge ich noch hinzu, daß eine andere und ebenfalls sehr alte holländische Chronik, die von Gauda, der That des Gerhard von Welsen denselben Grund unterlegt, so glaube ich kaum berechtigt zu sein, eine Entscheidung zum Nachtheil des Liedes zu treffen und dadurch den Eindruck zu stören, welchen der Glaube an eine Thatsache beim Anhören eines Gedichtes hervorbringt.

Vom Grafen Floris oder Florenz dem Fünften, Sohn des Grafen Wilhelm, der als Gegenkaiser auch in unserer deutschen Geschichte bekannt ist, sagt die Chronik von Dortrecht, er war schön von Angesicht, groß von Leib, klug und tapfer,

wohlsprechend, großmüthig, mild von Gaben, ein guter Musikus und Sänger. Gerhard von Welsen, sein Todtschläger, war nach den Worten derselben Chronik ein kluger, großmüthiger und tapfrer Ritter. —

Wer will hören ein neu Lied.

Wer will hören ein neu Lied,
Hört zu, ich will's euch singen.
Wie Gerhard von Welsen Graf Floris verräth,
Sind wundersame Dinge.

Graf Floris an Gerhard von Welsen frug,
Gerhard von Welsen, ihr müßt heirathen,
An ein Weibchen, hat Gut genug
Und ist auch sehr säuberlich.

Die Schande gescheh mir nimmermehr,
Daß ihr mich bringt in solch Gerücht,
Sprach Gerhard von Welsen zu seinem Landsherr;
Eure alten Schuhe will ich nicht.

Von Welsen mein lieber Neff auserkoren,
Hättet ihr die Worte was besser geleit't;
Und habt ihr bei eurem Ritterhals geschworen
Ihr sollt sie tragen, es sei euch lieb oder leid.

Eine kurze Weil, es war nicht lang,
Hat Gerhard von Welsen eine Frau genommen.
Graf Floris schrieb Gerhard von Welsen an,
Er sollte ihm an die Hand kommen.

Gerhard von Welsen durft's lassen nicht,
Er ritt über Felder und Auen;
Er that, was sein Landsherr ihn hieß,
Zuweil der schlief bei seiner Frauen.

Sie rief so laut, Kraft und Gewalt,
Thut ihr das mein edler Landsherr,
Wär da ein andrer auf mich gestellt
Ihr sollt't mit dem Schwerdt ihn abkehren.

Ihr Flehen mogt kein Gehör empfahn,
Ihre Ehre die mußte sie da lassen;
Als er seinen Willen hatte gethan,
Ritt er nach Utrecht seiner Straßen.

Von Welsen hatte sein süßes Lieb fein
Von Wurdens Tochter zum Weibe,
Da meinte er mit fröhlig zu sein,
Aber sie mußte des Grafen Buhle werden.

Der Graf von Welsen ließ hauswärts gehn,
Sein werthes Liebchen kam nicht ihn zu grüßen.
Was ist denn meiner werthen Frau geschehn,
Daß sie nicht kommt mich zu grüßen?

Gerhard von Welsen auf ihre Kammer kam,
Da fand er sein süßes Lieb in Thränen:
Hat dir jemand Leid's angethan?
Sprich meine liebe Frau überschöne.

Gerhard von Welsen, mein lieber Mann,
Nun ist das alles verloren;
Zu schlafen an deiner grünen Seit,
Graf Floris hat mir die Ehr genommen.

Daß er dir die Ehr genommen hat,
Daß ist dir, süßes Lieb, schon vergeben;
Gestern war er mein Herr, nun bin ich seiner,
Das soll ihn kosten das Leben.

Er setzte einen Falken auf seine Hand,
Als wollt' er spatzieren reiten;
Er that einen Sprung, als wie ein Has,
Daß er möcht Graf Floris entleiben.

Ach, Gerhard von Welsen, mein lieber Neff,
Wollt ihr mir lassen das Leben,
So will ich aus eurer Bastardtochter
Eine Gräfin von Holland machen.

Das thu ich nun und nimmermehr,
Will keinem Verräther sie geben;
Ihr habt meiner Frau genommen die Ehr,
Das soll euch kosten das Leben.

Daß ihr meinen Bruder ermordet habt,
Das hab ich euch schon vergeben,
Nun habt ihr meiner Frau genommen die Ehr,
Das soll euch kosten das Leben.

Er warf ihm ein Paar Handschuh in den Mund,
Um daß er nicht sollte schreien,
Er führte ihn von da zur Stund,
Auf's hohe Schloß zu Meuden.

Des Nachts, es war um Mitternacht,
Um die Mitte der Nacht herum,
Da lag der Graf von Holland
Geschlossen in Ketten und Banden.

Des Morgens, da es war schon Tag,
Um die Zeit, daß die Herren essen,
Da dachte der Graf von Holland,
Reicher Gott, nun bin ich schon vergessen.

Sie brachten ihm ein Stück Bärenspeck,
Sein Schweinespeck war ungebraten,
Da dachte der Graf von Holland:
Reicher Gott, nun bin ich schon verrathen.

Und hätt ich nur einen Schildknappen hier,
Der mich erlöste vom Blute,
Ich würd ihm schenken mein braunes Schild
Und meine eiserne Haube.

Gerhard von Welsen war bei der Hand,
Er griff nach einem Becken an der Wand,
Sagt mir, o Graf von Holland,
Wie ist euch nun zu Muthe?

Wie mir nun zu Muthe ist?
Und sollt ich immerhin sterben,
Hätt ich nur ein Weib mit einem Kind,
Die mein groß Gut thät erben.

Ich hab noch wohl einen Sohn Johann,
Er ist so fern in fremden Landen,
Er kann sein Gut verwalten nicht,
Das thut ihm große Schande.

Und da ist mir ein Bastardsohn,
Er ist noch jung an Wochen,
Und käm er auch über hundert Jahr,
Seines Vaters Tod läßt er nicht ungerochen.

Eine kurze Weil, es war zur Kehr,
Gerhard von Welsen ward gefangen,
Er dachte wohl oft bei seiner Ehr,
Reicher Gott, nun muß ich hangen.

Hangen war ihm nicht genug,
Er mußte wohl siebenmal mehr leiden,
Sie schlugen ein Faß mit Nägeln aus,
Drin mußte sein edles Blut spritzen.

Sie rollten ihn drei Tage lang,
Drei Tage, bis zum Mittag;
Gerhard von Welsen, mein lieber Mann:
Wie ist euch nun zu Muthe?

Wie mir nun zu Muthe ist,
Das will ich euch wohl sagen:
Ich bin noch derselbe Mann,
Der Graf Floris hat erschlagen.

Wär'n alle Berge golden.

Wär'n alle Berge golden,
Und alle Wasser Wein,
So hätt' ich dich viel lieber,
Schönes Kind, dann wärst du mein.

Hätt'st du mich dann viel lieber,
Als du nur thust zum Schein,
So geh' vor meinem Vater stehn,
Und bitt' um die Tochter fein.

Ich stand vor deinem Vater,
Doch er versagt dich mir.
Nimm Abschied von dir selber,
Schönes Kind und komm mit mir.

Von mir selber Abschied nehmen?
Die Knappen sind so los,
Und läßt du mich dann sitzen,
So bin ich freundelos.

Ich will dich nicht verlassen,
Von nun an bis in den Tod.
Du bist eines Königs Töchterlein,
Ein Röschen gar so roth.

Bin ich eines Königs Tochter,
Und du eines Grafen Kind,
Sie nahmen einander bei der Hand,
Und gingen unter die Linde.

Er nahm bei der Hand das Mädchen,
Und führte sie unter die Linde,
Nach einem abgelegenen Lande,
Die Mutter und ihr Kind.

Nun sitz ich hier gebunden,
Im Schooß ein kleines Kind;
So bitt ich die reine Maria,
Daß sie mich davon entbind.

Ich wollt du wärst entbunden,
Von deinem kleinen Kind,
Und daß ich dich begrübe
Unter dieser grünen Linde.

Wolltest du, ich läg begraben
Unter dieser Linde grün,
So wollt ich mein stolzer Ritter,
Daß du an der Kehle hingst.

Der Ritter hub auf seine Rechte,
Er gab ihr einen Schlag,
Daß sie zur Erde stürzte,
Nichts hörte und nichts sah.

So hast du mich geschlagen,
Mein Liebster, da ist keine Noth,
Sind um die sieben Jahre,
So sollst du kommen um's Brod.

Als um die sieben Jahre,
Der Ritter kam um's Brod,
In der Hand die Lazarusklapper,
Litt er viel Pein und Noth.

Kind, sprach sie, vor sieben Jahren,
Nun setz' deinem Vater einen Stuhl,
Ich hab den Tag wohl gesehen,
Da war er ein Ritter kühn.

Kind, sprach sie, vor sieben Jahren,
Nun gib deinem Vater Brod,
Ich hab den Tag wohl gesehen,
Da hatt' er dran keine Noth.

Kind, sprach sie, vor sieben Jahren,
Nun schenk deinem Vater Wein,
Ich hab den Tag wohl gesehen,
Da war er der Liebste mein.

Der Vater stand vor der Thüre,
Er hörte das hohe Wort,
Er zog sein Schwert aus der Scheide,
Und schlug ihm ab den Kopf.

wohlsprechend, großmäthig, mild von Gaben, ein guter Musikus und Sänger. Gerhard von Welsen, sein Todtschläger, war nach den Worten derselben Chronik ein kluger, großmüthiger und tapfrer Ritter. —

Wer will hören ein neu Lied.

Wer will hören ein neu Lied,
Hört zu, ich will's euch singen.
Wie Gerhard von Welsen Graf Floris verräth,
Sind wundersame Dinge.

Graf Floris an Gerhard von Welsen frug,
Gerhard von Welsen, ihr müßt heirathen,
An ein Weibchen, hat Gut genug
Und ist auch sehr säuberlich.

Die Schande gescheh mir nimmermehr,
Daß ihr mich bringt in solch Gerücht,
Sprach Gerhard von Welsen zu seinem Landsherr;
Eure alten Schuhe will ich nicht.

Von Welsen mein lieber Neff auserkoren,
Hättet ihr die Worte was besser geleit't;
Und habt ihr bei eurem Ritterhals geschworen
Ihr sollt sie tragen, es sei euch lieb oder leid.

Eine kurze Weil, es war nicht lang,
Hat Gerhard von Welsen eine Frau genommen.
Graf Floris schrieb Gerhard von Welsen an,
Er sollte ihm an die Hand kommen.

Gerhard von Welsen durft's lassen nicht,
Er ritt über Felder und Auen;
Er that, was sein Landsherr ihn hieß,
Zuweil der schlief bei seiner Frauen.

Sie rief so laut, Kraft und Gewalt,
Thut ihr das mein edler Landsherr,
Wär da ein andrer auf mich gestellt
Ihr sollt't mit dem Schwerdt ihn abkehren.

Ihr Flehen mogt kein Gehör empfahn,
Ihre Ehre die mußte sie da lassen;
Als er seinen Willen hatte gethan,
Ritt er nach Utrecht seiner Straßen.

Von Welsen hatte sein süßes Lieb fein
Von Wurdens Tochter zum Weibe,
Da meinte er mit fröhlig zu sein,
Aber sie mußte des Grafen Buhle werden.

Der Graf von Welsen ließ hauswärts gehn,
Sein werthes Liebchen kam nicht ihn zu grüßen.
Was ist denn meiner werthen Frau geschehn,
Daß sie nicht kommt mich zu grüßen?

Gerhard von Welsen auf ihre Kammer kam,
Da fand er sein süßes Lieb in Thränen:
Hat dir jemand Leid's angethan?
Sprich meine liebe Frau überschöne.

Gerhard von Welsen, mein lieber Mann,
Nun ist das alles verloren;
Zu schlafen an deiner grünen Seit,
Graf Floris hat mir die Ehr genommen.

Daß er dir die Ehr genommen hat,
Daß ist dir, süßes Lieb, schon vergeben;
Gestern war er mein Herr, nun bin ich seiner,
Das soll ihn kosten das Leben.

Er setzte einen Falken auf seine Hand,
Als wollt' er spatzieren reiten;
Er that einen Sprung, als wie ein Has,
Daß er möcht Graf Floris entleiben.

Ach, Gerhard von Welsen, mein lieber Neff,
Wollt ihr mir lassen das Leben,
So will ich aus eurer Bastardtochter
Eine Gräfin von Holland machen.

Das thu ich nun und nimmermehr,
Will keinem Verräther sie geben;
Ihr habt meiner Frau genommen die Ehr,
Das soll euch kosten das Leben.

Daß ihr meinen Bruder ermordet habt,
Das hab ich euch schon vergeben,
Nun habt ihr meiner Frau genommen die Ehr,
Das soll euch kosten das Leben.

Er warf ihm ein Paar Handschuh in den Mund,
Um daß er nicht sollte schreien,
Er führte ihn von da zurstund,
Auf's hohe Schloß zu Meuden.

Des Nachts, es war um Mitternacht,
Um die Mitte der Nacht herum,
Da lag der Graf von Holland
Geschlossen in Ketten und Banden.

Des Morgens, da es war schon Tag,
Um die Zeit, daß die Herren essen,
Da dachte der Graf von Holland,
Reicher Gott, nun bin ich schon vergessen.

Sie brachten ihm ein Stück Bärenspeck,
Sein Schweinespeck war ungebraten,
Da dachte der Graf von Holland:
Reicher Gott, nun bin ich schon verrathen.

Und hätt ich nur einen Schildknappen hier,
Der mich erlöste vom Blute,
Ich würd ihm schenken mein braunes Schild
Und meine eiserne Haube.

Gerhard von Welsen war bei der Hand,
Er griff nach einem Becken an der Wand,
Sagt mir, o Graf von Holland,
Wie ist euch nun zu Muthe?

Wie mir nun zu Muthe ist?
Und sollt ich immerhin sterben,
Hätt ich nur ein Weib mit einem Kind,
Die mein groß Gut thät erben.

Ich hab noch wohl einen Sohn Johann,
Er ist so fern in fremden Landen,
Er kann sein Gut verwalten nicht,
Das thut ihm große Schande.

Und da ist mir ein Bastardsohn,
Er ist noch jung an Wochen,
Und käm er auch über hundert Jahr,
Seines Vaters Tod läßt er nicht ungerochen.

Eine kurze Weil, es war zur Kehr,
Gerhard von Welsen ward gefangen,
Er dachte wohl oft bei seiner Ehr,
Reicher Gott, nun muß ich hangen.

Hangen war ihm nicht genug,
Er mußte wohl siebenmal mehr leiden,
Sie schlugen ein Faß mit Nägeln aus,
Drin mußte sein edles Blut spritzen.

Sie rollten ihn drei Tage lang,
Drei Tage, bis zum Mittag;
Gerhard von Welsen, mein lieber Mann:
Wie ist euch nun zu Muthe?

Wie mir nun zu Muthe ist,
Das will ich euch wohl sagen:
Ich bin noch derselbe Mann,
Der Graf Floris hat erschlagen.

Wär'n alle Berge golden.

Wär'n alle Berge golden,
Und alle Wasser Wein,
So hätt' ich dich viel lieber,
Schönes Kind, dann wärst du mein.

Hätt'st du mich dann viel lieber,
Als du nur thust zum Schein,
So geh' vor meinem Vater stehn,
Und bitt' um die Tochter sein.

Ich stand vor deinem Vater,
Doch er versagt dich mir.
Nimm Abschied von dir selber,
Schönes Kind und komm mit mir.

Von mir selber Abschied nehmen?
Die Knappen sind so los,
Und läßt du mich dann sitzen,
So bin ich freundelos.

Ich will dich nicht verlassen,
Von nun an bis in den Tod.
Du bist eines Königs Töchterlein,
Ein Röschen gar so roth.

Bin ich eines Königs Tochter,
Und du eines Grafen Kind,
Sie nahmen einander bei der Hand,
Und gingen unter die Linde.

Er nahm bei der Hand das Mädchen,
Und führte sie unter die Linde,
Nach einem abgelegenen Lande,
Die Mutter und ihr Kind.

Nun sitz ich hier gebunden,
Im Schooß ein kleines Kind;
So bitt ich die reine Maria,
Daß sie mich davon entbind.

Ich wollt du wärst entbunden,
Von deinem kleinen Kind,
Und daß ich dich begrübe
Unter dieser grünen Linde.

Wolltest du, ich läg begraben
Unter dieser Linde grün,
So wollt ich mein stolzer Ritter,
Daß du an der Kehle hingst.

Der Ritter hub auf seine Rechte,
Er gab ihr einen Schlag,
Daß sie zur Erde stürzte,
Nichts hörte und nichts sah.

So hast du mich geschlagen,
Mein Liebster, da ist keine Noth,
Sind um die sieben Jahre,
So sollst du kommen um's Brod.

Als um die sieben Jahre,
Der Ritter kam um's Brod,
In der Hand die Lazarusklapper,
Litt er viel Pein und Noth.

Kind, sprach sie, vor sieben Jahren,
Nun setz' deinem Vater einen Stuhl,
Ich hab den Tag wohl gesehen,
Da war er ein Ritter kühn.

Kind, sprach sie, vor sieben Jahren,
Nun gib deinem Vater Brod,
Ich hab den Tag wohl gesehen,
Da hatt' er dran keine Noth.

Kind, sprach sie, vor sieben Jahren,
Nun schenk deinem Vater Wein,
Ich hab den Tag wohl gesehen,
Da war er der Liebste mein.

Der Vater stand vor der Thüre,
Er hörte das hohe Wort,
Er zog sein Schwert aus der Scheide,
Und schlug ihm ab den Kopf.

Er nahm den Kopf bei den Haaren,
Und warf ihn in ihren Schooß:
Wohlan meine Herzallerliebste,
Beweine deinen Apfel roth.

Sollt' ich das alles beweinen,
Was zu beweinen wär,
Ich hätte zu thun alle Tage,
Die gehn und kommen im Jahr.

Es ritt ein Herr mit seinem Schildknecht.

Es ritt ein Herr mit seinem Schildknecht, Santio!
Den schmalen Pfad und den breiten Weg.
Sante jante iko,
Kante ko de kandelar de isio.

Der Herr zu seinem Schildknecht sprach, Santio!
Steig auf den Baum, hol's Täubchen herab
Sante jante iko,
Kante ko de kandelar de isio.

Mein Herr und das thu' ich nicht, Santio!
Die Aeste sind dünn und halten mich nicht.
Sante jante iko,
Kante ko de kandelar de isio.

Der Herr ward seinem Schildknecht gram, Santio!
Er selber auf den Baumast klam,
Sante jante iko,
Kantiko de kandelar de isio.

Nun ist mein Herr gefallen todt, Santio!
Wo krieg ich nun mein verdientes Brod.
Sante jante iko,
Kantiko de kandelar de isio.

Dein verdientes Brod das kriegst du wohl, Santio!
Der Stall ist von Pferden und Wagen voll.
Sante jante iko,
Kantiko de kandelar de isio.

Pferde und Wagen begehr ich nicht, Santio!
Aber die jüngste Tochter verschmär ich mir nicht.
Sante jante iko,
Kantiko de kandelar de isio.

Nun ist der Knecht geworden ein Herr, Santio!
Und fährt mit Kutsch' und Pferden einher.
Sante jante iko,
Kantiko de kandilar de isio.

Altes Lied aus der spanischen Zeit; daher der närrische Refrain: Sante jante iko u. s. w., ein verdrehtes Spanisch, womit der Holländer sich lustig machte über den steifen Signor, der sich aus Halsstarrigkeit den Hals bricht. Santio ist so viel als Santico, kandiko de kandelar so viel als cantico de candelaria.

Es ging ein Pater wohl über Land.

Es ging ein Pater wohl über Land,
Hei es ist im Mai.
Er nahm sein Mädchen bei der Hand,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Pater du mußt niederknien,
Hei es ist im Mai.
Nonne, stell dich neben ihn.
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Pater breit dein Käppchen aus,
Hei es ist im Mai.
Fromme Nonne knie darauf,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Pater küß die Nonne nun,
Hei es ist im Mai.
Kannst es auch noch sechsmal thun,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Stell sie wieder auf die Bein',
Hei es ist im Mai.
Schwing dein Kirmißpüppelein,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Pater du mußt wandern gehn,
Hei es ist im Mai.
Nonneken du bleibst noch stehn,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Nonneken die Wahl hast du,
Hei es ist im Mai.
Leg dir 'n andern Pater zu,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Lied zu einem alten Volksspiel im Frühling; aus mündlicher Mittheilung.

Es thät ein Mägdlein früh aufstehn.

Es thät ein Mägdlein früh aufstehn,
Ihren Herzallerliebsten zu suchen gehn,
Und sie sucht ihn unter der Linden,
Aber sie konnt ihren Liebsten nicht finden.

Da kam gegangen ein Herrchen fein,
Der sprach: was thut sie da ganz allein,
Oder zählt sie die grünen Bäume
Und alle die gelbgoldenen Rosen?

Ich zähle die grünen Bäume nicht
Und alle die gelbgoldenen Rosen nicht,
Ich hab meinen Liebsten verloren,
Kann keine Zeitung von ihm hören.

Hat sie ihren Liebsten verloren,
Kann keine Zeitung von ihm hören?
Er lebt auf Seelands Auen
Und verkehrt mit andern schönen Frauen.

Lebt er auf Seelands Auen,
Verkehrt er mit andern schönen Frauen;
So mag der Himmel sein Leitsmann sein,
Und aller schönen Frauen, die bei ihm sind.

Was zog er aus seinem Ermel?
Ein Kettlein roth von Gold;
Schönes Kind die will ich ihr schenken,
Will sie an ihr Lieb nicht mehr denken.

Und wäre noch einmal so lang das Ding,
Daß sie vom Himmel zur Erde hing,
Viel lieber will ich sie missen,
Als eine andere Lieb mir erkiesen.

Da ward dem Junker sehr leicht zu Muth,
Schönes Kind, seh sie sich vor, was sie thut.
Sie ist ja mein bräutelich Mägdelein,
Will mein Lebstage keine andere frein.

Blaues Buch.

Nach Osterland will ich fahren.

Nach Osterland will ich fahren,
Da wohnt mein süßes Lieb.
Ueber Berg und über Thale,
Hin über die Haide,
Da wohnt mein süßes Lieb.

Vor meines süß Liebchens Thüre,
Da stehn zwei Bäumchen fein,
Der eine trägt Nüß von Muskaten,
Hin über die Haide,
Der andre trägt Nägelein.

Die Nüsse sind so runde,
Die Nägelein riechen so süß.
Ich meint', daß mein Freier ein Ritter,
Hin über die Haide,
Nun ist er ein armes Blut.

Er nahm sie bei ihrem Händchen,
Bei ihrer schneeweißen Hand.
Er führte sie also weiter,
Hin über die Haide,
Wo er ein Bettchen fand.

Da lagen die zwei verborgen
Die liebe lange Nacht,
Vom Abend bis zum Morgen,
Hin über die Haide,
Bis schien der lichte Tag.

Die Sonne ist untergegangen,
Die Sterne scheinen so klar.
Ich wollte, daß ich und mein Liebchen,
Hin über die Haide,
In einem Baumgarten wär.

Der Baumgarten ist verschlossen,
Und da kann niemand hinein,
Als die trutzige Nachtigale,
Hin über die Haide,
Die fliegt von oben hinein.

Man soll die Nachtigal binden,
Ihren Schnabel an ihren Fuß,
Dann kann sie nicht weiter plaudern;
Hin über die Haide,
Was zwei Verliebte thun.

Habt ihr mich auch gebunden,
Meinen Schnabel an meinen Fuß,
Doch kann ich weiter plaudern,
Hin über die Haide,
Von zwei, die vor Liebe verwund't. —

Blaues Buch.

Es ritt ein Ritter wohl durch das Ried.

Es ritt ein Ritter wohl durch das Ried,
Hub an zu singen ein schönes Lied,
Ein Lied mit heller Stimme,
Durch die grünen Berge hin.

Das hörte eine Jungfrau fein,
Sie lag in ihrer Schlafkammer allein,
Und sie flocht ihr Haar mit Seiden:
Mit dem Lanzknecht wollte sie reiten.

Der Lanzknecht hatte sie lieb und werth,
Er setzte sie vor sich auf sein Pferd,
Er führte sie in kurzer Weile
Wohl über die vierundsiebzig Meile.

Er führte sie über ein Feld, war weit,
Das Feld war mit rothen Rosen bestreut.
Er sprach, Frau Maged, müßt hinten stehn,
Mein graues Pferd ist so müde vom Gehn.

Und warum soll ich hinten stehn?
Hätt' ich meines Vaters Willen gethan,
Dazu meiner Frau Mutter Willen,
So wär ich gewesen eine Kaiserin.

Wärt ihr gewesen eine Kaiserin
Und ich eines Markgrafen Söhnlein bin,
So laßt euch die Mühe nicht reuen,
Denn morgen woll'n wir uns freien.

Eh ich werd euer getrautes Weib,
Eh will ich verlier'n meinen jungen Leib;
Eh ihr mich habt zu euer Hausfrauen,
Eh laß ich mir den Kopf abhauen.

Eh sie die Worte zur Hälfte sprach,
Ihr Kopf ihr schon zu Füßen lag.
Mit dem allzuscharfen Schwerte,
Hieb er ihr den Kopf zur Erde.

Er nahm ihren Kopf bei ihrem Haar,
Er warf ihn in den Brunnen, der Brunnen war klar,
Der Brunnen war tief von Grund,
Lieg da du lachender Mund!